

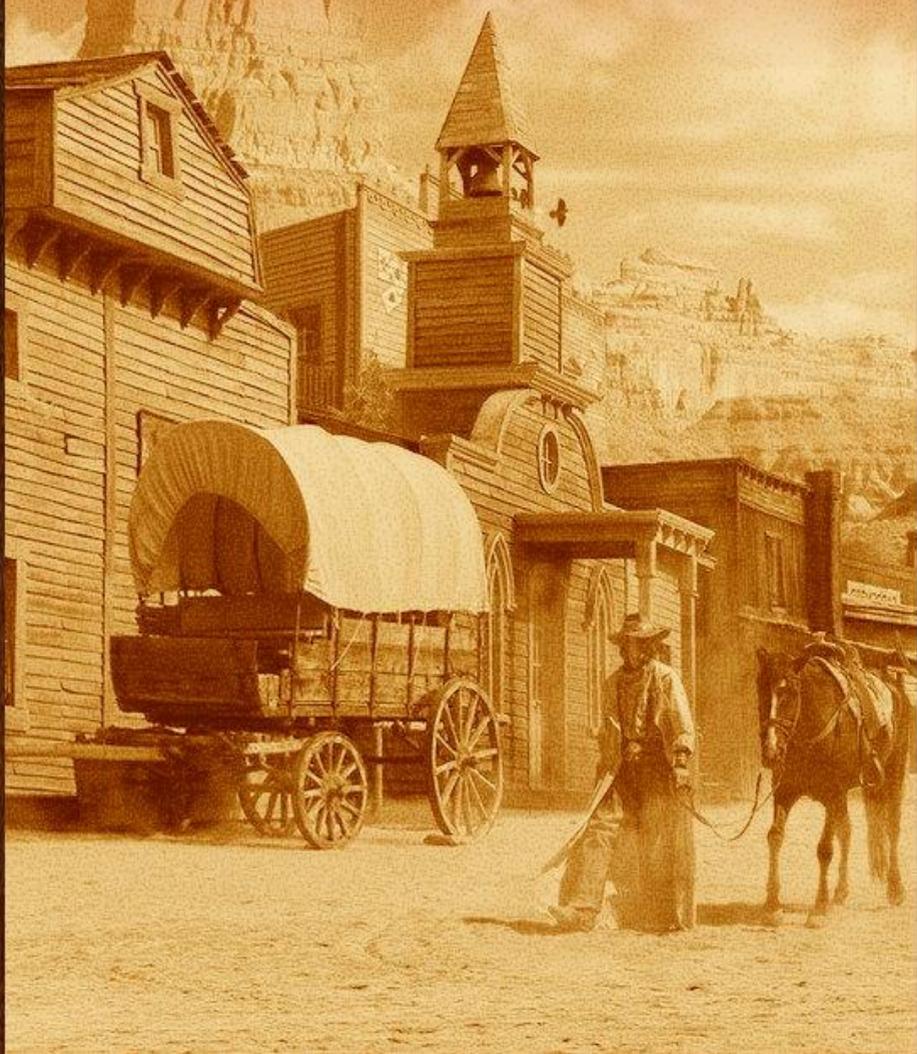


C. C. Slaterman

Marshal Crown

Band 48

Der Marshal und das Greenhorn



WESTERNSERIE



C. C. Slaterman

Marshal Crown

Der Marshal und das Greenhorn

Western

www.geisterspiegel.de

Cover © 2021 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2021 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

DER MARSHAL UND DAS GREENHORN

Jim Crown kam am frühen Abend aus dem Hügelland.

Langsam ritt er in das unter ihm liegende Tal hinunter, wobei sein Blick unablässig auf den Boden gerichtet war. Trotz der hereinbrechenden Dämmerung war Curly Jones' Spur leicht zu verfolgen. Das Kiowa-Halbblut hatte sein Pferd nicht geschont und der wilde Galopp auf dem weichen Grasboden der Talebene eine deutliche Spur hinterlassen.

Der US-Marshal schätzte, dass Jones höchstens noch zwei Stunden Vorsprung besaß.

Noch, denn inzwischen wusste er auch, warum das Halbblut sein Pferd zuschanden ritt. Ihm waren die Gebäude am nördlichen Ende des Tals nicht entgangen, die zu einer kleinen Farm gehörten, die nur aus Wohnhaus, Stall und Scheune bestand. Curly Jones wollte sich dort mit Sicherheit ein frisches Pferd holen.

Jim befürchtete, dass es dabei aber nicht blieb. Wahrscheinlich sorgte Jones auch dafür, dass keine Zeugen zurückblieben und er kein frisches Pferd mehr vorfand, um die Verfolgung fortzusetzen, nachdem Jones die Farm wieder verlassen hatte.

Crown kannte das Halbblut zur Genüge.

Curly Jones war ein gnadenloser Mörder. Er tötete einfach alles und jeden, der nutzlos für ihn war oder seinen Plänen im Weg stand. Jim war deshalb nicht besonders überrascht, als er kurz darauf den leblosen Körper eines Hundes entdeckte, der auf dem ausgefahrenen Karrenweg lag, der zum Hof des Anwesens führte.

Das Tier gehörte mit Sicherheit zu der Farm.

Der Marshal hielt an, stieg aus dem Sattel und näherte sich mit dem Colt in der Hand dem Hund. Noch während er vor ihm in die Knie ging, sah er, dass Jones dem Tier die Kehle durchgeschnitten hatte. Deshalb hatte er auch nichts gehört, ging es ihm durch den Kopf. Jim hatte den Gedanken kaum zu Ende gebracht, als es ihn plötzlich siedend heiß durchlief.

Und was war mit den Bewohnern der Farm? Hatten sie auch nichts bemerkt?

Er sprang auf, lief mit raschen Schritten zu seinem Pferd zurück und ritt, so schnell es sein erschöpfter Buckskin zuließ, zur Farm.

Aber er kam zu spät.

Jim wusste es, lange bevor er den Hof erreichte.

Er sah es am offen stehenden Tor der leeren Pferdekoppel, an Jones' dunkelbraunem Falben, der ohne Sattel und Zaumzeug schweißnass und mit zitternden Flanken vor dem Wohnhaus stand, und daran, dass kein Rauch aus dem Kamin des Wohnhauses drang, obwohl es längst Zeit zum Abendessen war.

Er zügelte sein Pferd neben dem Falben, glitt aus dem Sattel und zog sein Gewehr aus dem Scabbard.

»Hallo, ist da jemand?«, rief Jim.

Niemand gab Antwort, auch dann nicht, als er knackend den Abzugsbügel seiner Winchester spannte. Jim nickte bitter, während er auf die Eingangstür zuging. Er wusste, was er im Haus vorfinden würde, er wusste nur noch nicht, wie viele Tote Curly Jones dieses Mal zurückgelassen hatte.

*

Bakertown war kaum mehr als eine Ansammlung von einem

halben Dutzend schäbiger Hütten am Ufer eines namenlosen Rinnsals, dessen Wasserstand selbst im Sommer kaum ausreichte, um eine Wühlmaus darin zu ertränken.

Kein normaler Mensch konnte verstehen, warum sich Miles Baker ausgerechnet hier niedergelassen hatte und nicht dreißig Meilen weiter südlich, wo die große Überlandstraße am Brazos River entlang führte.

Vielleicht lag es daran, dass Baker nicht das Zeug zu einem gewieften Geschäftsmann hatte, oder dass es ihm genügte, von dem bisschen Geld zu leben, das die wenigen umliegenden Farmer in seiner Raststation liegen ließen, oder die Buschläufer, die hin und wieder in der Gegend auftauchten, um mit den Indianern Handel zu treiben. Vielleicht lag es aber auch daran, dass er keine große Menschenansammlungen mochte. Doch, was es auch war, für all diejenigen, die auf der anderen Seite des Zaunes ritten und versuchten, in der Wildnis unterzutauchen, war Miles Baker die letzte Anlaufstation, bevor die Zivilisation endete.

Hinter seiner Raststation lag das Indianerland, wüstenähnliche, karg bewachsene Ebenen, undurchdringliche Dornenbuschgebiete und kahles Felsgestein. Ein Land, in das kaum ein Sternträger seinen Fuß setzte und in dem der Colt das Gesetz war.

Das war auch der Grund, warum Curly Jones an diesem Vormittag vom Brazos her auf Bakertown zuritt und nicht, weil der Himmel sich zusehends bewölkte und in der Ferne der Donner eines aufziehenden Gewitters grollte.

Jones war ein feister, untersetzter Mann mit einem runden Mondgesicht, das von einer schulterlangen Flut brauner Haare umrahmt wurde, die untypisch für ein Halbblut voller Locken waren. Ein Umstand, den er dem Erbteil seiner weißen

Mutter verdankte und der ihm auch seinen Zweitnamen Curly eingebracht hatte. Sein Mund war breit und seine Nase sah aus, als wäre sie in der Vergangenheit des Öfteren mit einer Faust in Kontakt gekommen. Seine tückisch funkelnden Augen glichen dunklen Höhlen und strahlten wie sein ganzes Wesen nichts als Bösartigkeit und Mordlust aus.

Er lenkte sein Pferd auf Miles' Rasthaus zu, dem größten Gebäude von Bakertown, von dem er wusste, dass dort gleichzeitig auch ein Store und ein Saloon untergebracht waren. Auf dem Verandavorbau saßen zwei Männer, die ihn abfällig musterten. Hagere, unrasierte Kerle, die vor Dreck nur so strotzten. Ihre Kleider waren abgerissen und schäbig, das Leder ihrer Stiefel brüchig und die Absätze schiefgelaufen. Das einzig Gepflegte an ihnen schienen ihre Waffen zu sein. Jones beachtete sie nicht weiter, sondern stieg vom Pferd und schlang die Zügel um den Haltebalken. Er hatte seinen Fuß kaum auf die ausgetretenen Holzdielen des Vorbaus gesetzt, als zwei weitere Männer, die genauso abgerissen und verdreckt waren wie die beiden Kerle, die ihn so unverhohlen musterten, aus der offen stehenden Eingangstür traten.

»Du kannst dir den Weg nach drinnen sparen«, sagte der Größere der beiden. »Baker schenkt an Indianer keinen Schnaps aus, also setz dich wieder auf deinen Gaul und reite weiter.«

Jones verharrte und hob den Kopf.

Der Sprecher war ein großer Mann mit eckigen Schultern und einem breitrempigen Texashut, den er sich so tief in die Stirn geschoben hatte, dass die obere Hälfte seines Gesichts vollkommen von der Hutkrempe beschattet wurde. Zu erkennen waren nur ein kantiges Kinn und ein breiter Mund, auf dessen Oberlippe ein ungepflegter Schnurrbart wucherte.

Jones bleckte die Zähne und wollte weitergehen, als der Begleiter des Breitschultrigen neben ihn trat und ihn am Arm packte.

»Hast du Bohnen in den Ohren, Rothaut?«, zischte der Mann, ein mittelgroßer, weißblonder Kerl, während er Jones aus seinen schmalen Augen anstierte.

»Wenn der Boss sagt, dass du da nicht reingehen sollst, dann gehst du da auch nicht rein!«

»Und wenn doch?«

»Dann ...«

Weiter kam der Weißblonde nicht, denn Jones reagierte mit der Schnelligkeit einer zustoßenden Klapperschlange. Mit einer Bewegung, die so schnell war, dass sie kaum ein menschliches Auge verfolgen konnte, packte er ihn mit der einen Hand am Hemd und hielt ihm mit der anderen die Spitze seines Messers an die Kehle.

»Was dann!«

Der Weißblonde wurde bleich wie eine frisch gekalkte Hauswand, als er spürte, wie die scharfe Klinge seine Haut ritzte und ihm mehrere Blutstropfen den Hals hinunter liefen.

Eine Sekunde später hörte Jones, wie hinter ihm die Abzüge zweier Colts gespannt wurden.

»Du magst zwar verdammt fix mit dem Messer sein, aber auch du bist nicht kugelfest. Also steck das Ding weg oder meine Jungs machen ein Sieb aus dir«, sagte der Breitschultrige.

»Kann sein«, erwiderte Jones mit einer Stimme, die wie knirschendes Glas klang. »Aber ich versichere dir, dass es mir vorher dennoch gelingen wird, diesem Kerl hier die Kehle durchzuschneiden und dir das Messer in die Eier zu rammen.«

»Überschätze dich nicht, Rothaut.«

»Wollen wir es auf einen Versuch ankommen lassen?«

»Macht keinen Scheiß, Jungs!«, kreischte der Weißblonde.

Auf dem Vorbau herrschte plötzlich eine geradezu unwirkliche Stille. Außer dem keuchenden Atmen der Männer und dem Gewitterdonner, der immer näher rückte, war sekundenlang kein anderes Geräusch zu hören.

Es war schließlich der Breitschultrige, der die angespannte Stille durchbrach.

»Verdammt! Wer zum Teufel bist du, Rothaut?«

»Meine Mutter war eine Weiße, also nenn mich nicht ständig Rothaut«, erwiderte das Halbblut. Dann nahm er das Messer von der Kehle des Weißblonden und ließ ihn los.

»Mein Name ist Curly Jones.«

»Curly Jones?«, erwiderte der Breitschultrige ungläubig.

Gleich darauf begann er schallend zu lachen.

»Okay Jungs«, sagte er, nachdem er sich wieder etwas beruhigt hatte. »Ihr könnt die Waffen wieder runternehmen, der Kerl ist einer von uns.«

»Wie kannst du so etwas sagen, Hank«, fragte der Weißblonde unwirsch, während er sich mit dem Handrücken das Blut vom Hals wischte. »Wir kennen den Kerl doch kaum.«

»Anscheinend bist du derjenige, der Bohnen in den Ohren hat, Whity, oder hast du gerade nicht zugehört, als er sich vorgestellt hat? Junge, das da ist Curly Jones, besser bekannt als Crazy Jones. Na, ist der Groschen jetzt gefallen?«

Die Augen des Weißblonden wurden so groß wie Spiegel-eier.

»Du meinst dieses Halbblut, von dem gesagt wird, dass er bereits vier Sternträger aus den Stiefeln geholt hat?«

»Genau der«, erwiderte Hank Reeves und wandte sich wie-

der Jones zu.

»Na dann mal willkommen in Bakertown. Darf man fragen, was uns die Ehre deines Besuches verschafft?«

»Einiges«, erwiderte Jones lapidar. »Mein Pferd braucht ein bisschen Ruhe und ich sollte mal wieder meinen Proviantvorrat auffüllen. Außerdem geht meine Munition auch langsam zur Neige. Der Hauptgrund aber ist, dass ich mich gerne euch anschließen würde.«

»Oha und darf man auch den Grund dafür erfahren?«

»Natürlich, ich hab es langsam satt, mich nur noch mit meinem Pferd oder den Präriehunden unterhalten zu können, außerdem würde ich gerne mal wieder in einem anständigen Bett schlafen.«

»Dann bist du hier genau richtig. Jemand, der so mit dem Messer umgehen kann wie du, ist bei uns immer willkommen.«

Mit einem zufriedenen Grinsen drehte sich Reeves wieder zu seinen Männern um.

»Ihr habt gehört, was er gesagt hat. Also los, kommt alle rein und lasst uns auf unseren neuen Sattelpartner einen trinken.«

Die Männer grölten und drängten beinahe gleichzeitig in Miles Raststation, aber nicht alle. Whity, der Weißblonde und Clay Shields blieben noch für einen Moment auf dem Vorbau stehen und sahen ihren Kumpanen nachdenklich hinterher.

»Also ich weiß nicht«, sagte Shields skeptisch. »Ein Indianer in unserem Verein, ob das wohl gut geht?«

»Magst wohl keine Rothäute, was?«

»Das auch«, erwiderte Shields spröde. »Aber vor allem mag ich keine Kerle, die sich bei uns einschmeicheln wollen und gleichzeitig einem von uns das Messer an die Kehle setzen.«

»Yeah«, erwiderte William Stone, der Mann, den alle nur

Whity nannten. »Wenn mir das Halbblut noch einmal so dumm kommt, lege ich ihn um, egal, ob das Reeves gefällt oder nicht.«

»Siehst du«, sagte Shields. »Damit sind wir schon zwei, denen es nicht gefällt, dass unser neuer Sattelpartner eine Rothaut ist. Ich fürchte, das wird noch Ärger geben, gewaltigen Ärger sogar.«

*

Der Gewitterdonner rückte immer näher und irgendwann begann es dann auch zu regnen. Groß und schwer fielen die ersten Tropfen auf das sonnenverbrannte Land. Zunächst zwar nur vereinzelt, aber dann in immer kürzeren Abständen.

Jim Crown gelang es gerade noch, die zusammengerollte Ölhaut, die er hinten am Sattel mit Lederriemen befestigt hatte, loszubinden und hineinzuschlüpfen, als der Wind auch schon auffrischte und es innerhalb von Sekunden wie aus Eimern zu schütten begann.

Blitze zuckten über den Hügeln im Westen und binnen kürzester Zeit begannen sich sämtliche Spalten und Erdlöcher des Landes mit Wasser zu füllen.

Es dauerte nicht lange, bis der ganze Boden mit tiefen Pfützen überzogen war.

Jim gab sich keinen Illusionen hin.

Er hatte Curly Jones' Spur endgültig verloren. Aber das lag nicht nur am Regen, es hatte bereits damit angefangen, als er auf der Farm die Toten beerdigt hatte. Den mexikanischen Landarbeiter, der mit durchgeschnittener Kehle im Flur des Wohnhauses lag, den grauhaarigen, untersetzten Farmer, dem das Halbblut den Schädel eingeschlagen hatte, und des-

sen Frau, die mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen am Herd lehnte und selbst im Tod noch mit beiden Händen den Griff des großen Küchenmessers umklammert hielt, das zwischen ihren Brüsten steckte.

Er wusste, dass er Jones einen Riesenvorsprung ermöglicht hatte, indem er hinter dem Haus für die Verstorbenen Gräber aushob, anstatt ihn zu verfolgen. Aber er betrachtete es als seine Christenpflicht, diesen Menschen ein ordentliches Begräbnis zu verschaffen. Außerdem hätte es so oder so nichts an seiner Situation geändert.

Sein Pferd war am Ende. Er hatte dem Buckskin alles abverlangt, und wenn er ihm nicht einen Tag Ruhe gegönnt hätte, wäre das Tier wahrscheinlich bereits längst unter ihm zusammengebrochen. Curly Jones wusste genau, warum er keines von den Pferden des Farmers zurückgelassen hatte.

Jim blieb nichts anderes übrig, als sich auf seinen Instinkt und seine langjährige Erfahrung als Gesetzeshüter zu verlassen, und beides sagte ihm, dass die einzige Chance, Jones' Spur wieder aufzunehmen, in Bakertown lag.

Die kleine Siedlung, die hart an der Grenze zum Indianerland lag, war die letzte Möglichkeit, sich mit Munition und Proviant zu versorgen, bevor man die Zivilisation hinter sich ließ. Das Nest war nicht nur ein Tummelplatz für allerlei gesetzloses Gesindel, sondern auch ein Ort, an dem man die neuesten Nachrichten erfuhr oder sich dem einen oder anderen Reisenden anschließen konnte, weil man zu zweit eher von den Indianern in Ruhe gelassen wurde.

Gedankenverloren lenkte Jim sein Pferd in Richtung des Brazos River, in dessen Nähe sich Bakertown befand. Das Unwetter war inzwischen vorbei und die einzigen Geräusche, die er außer dem Knarren seines Sattelleders und dem Plät-

schern des nachlassenden Regens hörte, waren die schmatzenden Laute, die regelmäßig erklangen, wenn sein Pferd die Hufe aus dem morastigen Boden zog, um den nächsten Schritt zu machen.

Er war deshalb etwas überrascht, als er plötzlich den Knall einer Peitsche und das Ächzen und Knarren eines Fuhrwerks vernahm. Jim zügelte sein Pferd, richtete sich in den Steigbügeln auf und starrte neugierig nach Osten, wo sich ein Sechsergespann Pferde schnaubend abmühte, einen wuchtigen Studebaker Wagon über das vom Regen aufgeweichte Land zu ziehen.

Normalerweise interessierte sich Jim herzlich wenig für irgendwelche Siedler, die durch die Gegend zogen, um sich weiß Gott wo niederzulassen, aber in diesem Fall machte er doch eine Ausnahme. Das Pärchen, das da auf dem Kutschbock des Fuhrwerks saß, schien nämlich ein ganz spezielles zu sein.

Trotz der widrigen Wetterverhältnisse waren der Mann und die Frau angezogen, als würden sie sich auf dem Weg zum alljährlichen Gouverneursball in Austin befinden und nicht einen Studebaker bei Regen mitten durch die texanische Wildnis lenken.

Der Topfhut, der auf dem Kopf des Mannes thronte, war so neu, dass er noch glänzte wie eine frische Speckseite, das weiße Hemd aus bestem Leinen gefertigt und der dunkle Anzug, so wie er sich um den Körper schmiegte, garantiert maßgeschneidert.

Die Frau, die an seiner Seite saß, trug ein hochgeschlossenes Sommerkleid, das dem Zuschnitt nach wohl gerade in New York oder den anderen Städten im Osten groß in Mode war, und dazu einen wagenradgroßen Sonnenhut, um dessen

Krempe sich ein Arrangement aus getrockneten Wiesenblumen und bunten Stoffstreifen schlang.

Die beiden waren entweder nicht ganz richtig im Kopf oder aber Greenhorns, wie sie im Buche standen. Zusätzlich zu ihrer Kleidung, die für einen Aufenthalt in dieser Wildnis völlig ungeeignet war, hatten die beiden den Wagen mit irgendwelchen Dingen derart vollgeladen, sodass die Räder bei jeder Umdrehung beinahe fußhoch in dem aufgeweichten Boden einsanken. Obwohl ein Sechsergespann im Zuggeschirr des Studebaker stand, brachten die Tiere den Wagen kaum vorwärts. Den Schweißflocken nach, die ihre Flanken und die Kruppen bedeckten, waren sie mit ihren Kräften inzwischen völlig am Ende.

Ihr Zustand war so jämmerlich, dass Jim keinen Moment gezögert hätte, einen Monatslohn auf die Behauptung zu wetten, dass die Tiere keine zwei Meilen mehr zurücklegen würden.

Kurz darauf war es dann auch tatsächlich so weit.

Die Pferde blieben einfach stehen und ließen die Köpfe hängen, auch wenn der Anzugträger jetzt hoch aufgerichtet auf dem Wagenbock stand und wie ein Verrückter mit der Peitsche knallte. Jim wartete, bis der Mann völlig außer Atem innehielt, und lenkte sein Pferd dann auf das Fuhrwerk zu.

»Hallo, ihr da beim Wagen!«, rief er schon von Weitem.

Der Mann hob augenblicklich den Kopf und schob sich den Topfhut aus der Stirn.

Jim sah, wie er regelrecht zusammenzuckte, als er bemerkte, dass da jemand Fremdes auf ihn und seine Frau zukam. Sofort drehte er den Kopf und sagte etwas zu ihr, worauf sie augenblicklich im Wageninneren verschwand.

Als sie wieder auftauchte, hielt sie ein Sharps-Gewehr in

den Händen, das wahrscheinlich genauso alt war wie sie selbst. Trotzdem wurde Jim etwas unruhig. Auch wenn das Ding ein altertümliches Modell war, das noch einen Fallblockverschluss besaß, war der Hinterlader immer noch eine todbringende Waffe, erst recht in den Händen einer im Umgang mit Schusswaffen offensichtlich ungeübten Person wie dieser Frau.

Jim beeilte sich deshalb mit seiner Antwort, als ihn der Mann anrief.

»Wer sind Sie?« Die Stimme klang schrill vor Nervosität.
»Was wollen Sie von uns?«

»Alles in Ordnung, Sie müssen keine Angst vor mir haben. Ich bin ein US-Marshal.«

Zum Beweis seiner Worte nahm Jim sein Abzeichen vom Hemd und hielt es in die Höhe, während er langsam näher kam. Erleichtert stellte er fest, dass die Frau beim Anblick seines Marshalsterns den Lauf der Sharps wieder herunternahm.

Beim Wagen angekommen tippte sich Jim mit dem Zeigefinger an die Hutkrempe und nickte zuerst der Frau grüßend zu.

»Ma'am, freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

Die Frau senkte verlegen den Kopf.

»Die Freude ist auch auf meiner Seite«, antwortete sie leise.

»Es ist schön, in diesem wilden Land wieder einmal auf einen zivilisierten Menschen zu treffen, für den Dinge wie Anstand und Benehmen nicht fremd sind.«

Dabei schenkte sie ihm für die Dauer eines Herzschlags ein Lächeln, das trotz der kurzen Zeitspanne genügte, um das Gesicht des Mannes, der neben ihr auf dem Kutschbock saß, sichtlich zu verfinstern.

Jim sah es aus den Augenwinkeln heraus und wandte sich ihm deshalb rasch zu.

»Mein Name ist Crown, US-Marshal Jim Crown«, stellte er sich vor.

»Ich bin Timothy Wallis und das da neben mir ist meine Frau Kathreen«, erwiderte sein Gegenüber mürrisch.

Offensichtlich gefiel es ihm nicht besonders, dass ihn seine Frau angelächelt hatte.

»Sie kommen wohl nicht aus der Gegend?«

»Wieso, woran sieht man das?«, antwortete Wallis gereizt.

Jim antwortete schulterzuckend: »Nun, zum einen an Ihrer Kleidung, die mit Verlaub gesagt etwas unpassend für diese Gegend ist, und zum anderen an der Tatsache, dass Sie nicht die Überlandstraße benutzen, sondern mitten durch die Wildnis fahren.«

»Na und?«, schnappte Wallis. »Amerika ist ein freies Land, ich kann fahren, wohin ich will.«

Der Marshal verzog sein Gesicht zu einem säuerlichen Grinsen.

»Das mag sein, aber wenn man wie Sie mit einem Studebaker-Wagen unterwegs ist, sollte man besser den Überlandtrail benutzen, der einigermaßen ausgebaut ist, und nicht kreuz und quer durch die Gegend ziehen. Was um alles in der Welt haben Sie eigentlich geladen, dass Ihr Wagen mit jeder Umdrehung der Räder immer tiefer einsinkt. Steine?«

»Jetzt werden Sie mal nicht komisch«, entgegnete Wallis sichtlich brüskiert. »Meine Frau und ich sind auf dem Weg nach Hempstead, wir werden dort beide eine Stellung als Lehrer antreten. Wir haben keine Steine geladen, sondern Bücher, die wir für den Unterricht benötigen, und einige persönliche Dinge.«

»Was für persönliche Dinge?«

»Was man eben so braucht, wenn man in einer fremden Stadt in ein neues Haus zieht«, entgegnete Wallis achselzuckend. »Schränke Tische, Stühle, Geschirr, Kleiderkisten und natürlich unser Ehebett. Warum fragen Sie?«

Jim schüttelte nur den Kopf. So etwas Ähnliches hatte er sich beinahe gedacht.

»Und da wundern Sie sich, warum Ihre Pferde nicht mehr weiter können?«

»Allerdings, man hat uns nämlich gesagt, dass vier Pferde völlig ausreichend wären, um den Wagen zu ziehen. Aber da ich gern auf der sicheren Seite bin, habe ich ein Sechsergespann gekauft. Sie sehen, ich bin nicht unvorbereitet in dieses Land gekommen. Leider ist mein Wissen über diese Tiere nur gering, sonst hätte ich sofort bemerkt, dass man mir nur Schindmähren angedreht hat. Verstehen Sie denn etwas von Pferden?«

»Natürlich!« *Sogar auch was von Greenhorns*, antwortete Jim, wobei er den letzten Satz aber für sich behielt. Er wollte nicht noch weiteren Ärger heraufbeschwören.

»Gut und was soll ich Ihrer Meinung nach jetzt mit diesen Kleppern machen?«

»Gar nichts, gönnen Sie ihnen einfach ein paar Tage Ruhe. Sorgen Sie dafür, dass sie genug zum Fressen kriegen, und geben Sie ihnen ausreichend Wasser. Dann werden die Tiere schnell wieder zu Kräften kommen.«

»Ein paar Tage Ruhe, sagen Sie?«, erwiderte Wallis ungläubig. »Mister, in genau einer Woche muss ich in der Schule in Hempstead den ersten Unterricht halten. Ich kann es mir nicht leisten, dort zu spät zu kommen, und schon gar nicht wegen ein paar Schindmähren, die offensichtlich ihr Geld

nicht wert sind.«

»Wenn Sie meinen, aber was wollen Sie dagegen tun?«

»Ganz einfach, ich besorge mir neue Pferde. Hier muss es doch irgendwo eine Stadt oder eine Siedlung geben, wo man solche Tiere kaufen kann.«

Jim schüttelte angesichts der Unwissenheit von Wallis erneut den Kopf.

»Das mag vielleicht für dort gelten, wo Sie herkommen, aber nicht für diese Gegend. Das hier ist Indianerland, hier gibt es keine befestigten Straßen oder alle naselang eine Ortschaft. Hier gibt es nur Sonne, Staub, wilde Tiere und Indianer. Die nächste Siedlung ist Bakertown, ein übles Grenznest, wo die Wahrscheinlichkeit, einen sechsbeinigen Hund anzutreffen größer ist, als einen ehrbaren Bürger zu sehen. Wenn Sie mich fragen, machen Sie am besten einen großen Bogen um Bakertown, allein schon um Ihrer Frau willen.«

»Ihre Ratschläge können Sie sich sparen, sagen Sie mir lieber, wie ich nach Bakertown komme.«

Jim seufzte ob so viel Uneinsichtigkeit, aber schließlich antwortete er Wallis doch. Allerdings nur, weil ihm die Frau irgendwie leidtat.

*

Als das zinnoberrote Licht der Morgendämmerung den neuen Tag ankündigte, schlug Jim Crown die Satteldecke zurück und erhob sich von seinem Nachtlager.

Gähnend schüttelte er die Müdigkeit aus seinen Gliedern und versorgte zunächst sein Pferd, bevor er sich um sein eigenes Wohlergehen kümmerte.

Nach einer kurzen Katzenwäsche an der nahegelegenen

Wasserstelle sammelte er dort etwas Holz zusammen, schichtete es neben seiner Lagerstatt zu einem zeltähnlichen Gebilde auf und zündete es an.

Jim wartete, bis die ersten Flammen empor züngelten, stellte einen Dreifuß über das Feuer und hängte einen verbeulten Kupferkessel daran. Anschließend fischte er ein paar Streifen Trockenfleisch und einen Kanten Hartbrot aus seinem Proviantstasche und warf, als das Wasser zu kochen begann, eine Handvoll Kaffeemehl hinein.

Eigentlich wollte er nach dem Frühstück wieder Curly Jones' Spur aufnehmen, doch je länger er in das Feuer starrte, umso mehr kreisten seine Gedanken um das Ehepaar Wallis.

Nachdem ihm Timothy Wallis unmissverständlich zu verstehen gegeben hatte, dass er es nicht wünschte, wenn er die Nacht gemeinsam mit ihnen beim Wagen verbrachte, hatte er sein Pferd herumgezogen und sich etwa eine Viertelmeile weiter nördlich von ihnen niedergelassen.

Obwohl ihm die beiden eigentlich völlig fremd waren, fühlte er sich irgendwie doch für sie verantwortlich und das nicht nur, weil er als US-Marshall verpflichtet war, jedem Bürger, der in Schwierigkeiten steckte, zu helfen.

Die beiden kamen aus dem Osten und hatten vom wirklichen Leben an der Frontier so viel Ahnung wie eine Kuh vom Sonntag. Wenn Wallis tatsächlich versuchen sollte, in Bakerstown frische Pferde zu kaufen, würde er unweigerlich Probleme bekommen.

Ein Sechsergespann Zugpferde und ein neuer Studebakerwagen waren eine lohnende Beute für das gesetzlose Gesindel, das dort verkehrte, und erst recht eine bildhübsche Frau wie Kathreen Wallis. Jim wollte sich gar nicht vorstellen, was ihr widerfuhr, wenn sie diesen Verbrechern wehrlos ausge-

liefert war, denn, dass ihr Mann sie beschützen konnte, war so gut wie ausgeschlossen.

Diese Halunken würden kurzen Prozess mit ihm machen.

Also folgte der Marshal, nachdem er sein Nachtlager abgebrochen hatte, ihrer Fährte anstatt der von Curly Jones. Von bösen Vorahnungen getrieben ritt er auf der Spur ihres Studebakerwagens, dessen eisenbeschlagene Räder eine deutliche Spur auf dem vom Regen aufgeweichten Boden hinterlassen hatten. Er rechnete bereits mit dem Schlimmsten und war deshalb völlig überrascht, als er am späten Vormittag unweit von Bakertown auf den Planwagen stieß, der augenscheinlich unversehrt am Wegesrand stand.

Jim lenkte seinen Buckskin in die Deckung eines mannshohen Feldquaders, um sich zunächst einen Überblick über die Lage zu verschaffen. Als er jedoch sah, dass sich nur noch vier anstatt der ursprünglich sechs Pferde im Zugeschirr des Wagens befanden und weder von Timothy noch von Kathreen Wallis etwas zu sehen war, glitt er augenblicklich aus dem Sattel und legte die Hand auf den Colt.

Hastig flogen seine Blicke durch die Umgebung.

Er konnte im Moment zwar nichts Ungewöhnliches entdecken, trotzdem sagte ihm sein Bauchgefühl, dass hier irgend etwas nicht stimmte. Jim wusste zwar nicht, was es war, aber er wusste, dass er sich auf sein Bauchgefühl bisher hatte immer verlassen können.

Und so war es auch diesmal, denn es dauerte keine fünf Minuten, bis er wusste, dass ihn sein Gefühl auch diesmal nicht getrogen hatte.

Zuerst hörte er die Stimmen zweier Männer, dann die von Kathreen. Sie kamen alle von der ihm abgewandten Seite des Studebakers. Die unterdrückten Hilferufe der Frau und die

zotigen Worte der Kerle brachten in ihm augenblicklich sämtliche Alarmglocken zum Läuten.

Jim zog seinen Colt und eilte, so schnell ihn seine Füße trugen, auf das Fuhrwerk zu. Er musste sich dabei nicht sonderlich bemühen, leise zu sein, denn die beiden Männer waren ihrem schadenfrohen Lachen nach so mit sich und Kathreen Wallis beschäftigt, dass sie wahrscheinlich selbst eine angreifende Comanchenhorde nicht bemerkt hätten.

Als Jim den Wagen umrundet hatte, stockte ihm bei dem Anblick, der sich ihm bot, fast der Atem. Einer der Männer, ein weißblonder, kaum mittelgroßer Kerl, kniete auf Kathreens Schultern und hielt sie so am Boden fest, während der andere, ein Mexikaner, ihr grölend das Kleid in Fetzen riss.

Die Frau war inzwischen fast nackt und wand sich wie eine Schlange unter den harten Griffen der Männer.

Aber so sehr sie auch schrie und sich sträubte, sie hatte nicht die geringste Chance gegen die beiden. Heiße Wut stieg in Jim auf, und als der Mexikaner an seinem Gürtel nestelte und seine Hose zu Boden fallen ließ, gab er den beiden Frauenschändern genau dieselben Chancen, sich zu wehren, die sie Kathreen gegeben hatten ... nämlich keine.

Aber die beiden schienen auch nichts anderes erwartet zu haben.

Als ihn der Weißblonde sah, verpasste er Kathreen einen Faustschlag, der die Frau jäh zum Verstummen brachte, und griff nach seinem Colt, während ihn der Mexikaner auf übelste Weise beschimpfte.

Jim wartete nicht, bis der Weißblonde seinen Colt aus dem Holster gezogen hatte, sondern schoss sofort. Die Kugel seines großkalibrigen 45ers wischte den Kerl regelrecht von der Frau. Er rollte mehrmals um die eigene Achse, zuckte danach

noch einmal kurz mit den Beinen und lag dann still. Langsam richtete Jim die Mündung seines Army-Colts auf den Mexikaner. Langsam deshalb, weil er wusste, dass ein Mann mit heruntergelassener Hose eine gewisse Zeit benötigte, um seinen Revolver aus dem Waffengurt zu ziehen.

»Lass es, es sei denn, du stirbst gern in Unterhosen!«

Die Antwort des Mannes war ein wütender Schrei. Statt aufzugeben, bückte er sich und riss seinen Colt trotz der eindeutigen Warnung des Marshals aus dem Holster. Jim wartete nicht, bis der Mexikaner seinen Sechsschüsser auf ihn anlegte und den Finger krümmte, sondern spannte den Abzug und schoss ihm vorher eine Kugel in den Kopf.

Danach sah er zu Kathreen hinüber.

Sie lag zwar immer noch auf dem Boden und hatte die Augen geschlossen, aber sie lebte. Jim sah es am Zucken ihrer Schultern, den zitternden Lippen und den Tränen, die ihr über die Wangen liefen.

Er wusste, was sie durchgemacht hatte, und wollte ihr etwas Zeit geben. Deshalb kümmerte er sich zuerst um die beiden Toten. Er packte die Kerle nacheinander an den Stiefeln und schleifte sie hinter ein nahegelegenes Dornengebüsch, wo sie auch ihre Pferde abgestellt hatten. Dort hievte er sie in die Sättel und zurrte sie mit ihren Gürteln fest. Kein leichtes Unterfangen, wie er schnell bemerkte, denn die Toten waren durch ihre schlaffen Glieder kaum zu packen und deshalb so schwer wie Blei. Außerdem scheuten die Pferde immer wieder durch den Blutgeruch und tänzelten nervös zur Seite.

Der Marshal war schweißgebadet, als er endlich mit dieser Arbeit fertig war. Anschließend band er die Zügel der Pferde um ein paar stabil aussehende Äste, um sie hinter dem Dornengestrüpp festzuhalten, damit der Frau der ständige An-

blick der Toten erspart blieb. Als er sich umwandte und zum Planwagen zurückging, sah er, wie sich Kathreen auf die Beine mühte. Das Kleid hing ihr in Fetzen vom Leib, die kaum ausreichten, um ihre Scham zu bedecken.

Aber das schien Kathreen alles nicht zu bemerken, stattdessen stand sie einfach nur da und sah steif und mit unbewegtem Gesicht zu, wie Jim auf sie zukam.

Das Leben schien erst wieder in ihren Körper zurückzukehren, als er bis auf drei Schritte an sie herangekommen war.

Die Frau stieß einen spitzen Schrei aus, stürzte vor, schlang die Arme um ihn und barg ihren Kopf an seiner Brust, während der Rest ihres Körpers von Weinkrämpfen geschüttelt wurde.

Ihr Verhalten überrumpelte Jim völlig. Einen Moment lang wusste er nicht, was er jetzt tun sollte. Doch schließlich nahm er sie in die Arme und strich ihr sanft über das Haar.

»Es ist vorbei, Kathreen, du brauchst keine Angst mehr zu haben. Jetzt wird alles wieder gut.«

Trotz seiner tröstenden Worte dauerte es dennoch geraume Zeit, bis sich die Frau wieder beruhigte und ihr Schluchzen verstummte.

Mit einem tiefen Seufzer löste sie sich schließlich aus seiner Umarmung, wischte sich mit dem Handrücken über die schniefende Nase und sah ihn dankbar an.

»Danke«, sagte sie leise. Dann drehte sie sich auf dem Absatz um und kletterten in den Wagen.

Als sie wenige Minuten später wieder vor ihm stand, trug sie statt des in Fetzen gerissenen Kleides ein blau kariertes Baumwollhemd und eine viel zu große, verwaschene Leinenhose. Sie hatte ihr Haar jetzt in der Mitte gescheitelt und streng nach hinten gebunden. Bis auf ihre rotgeweinten Au-

gen und der nach dem Faustschlag des Weißblonden angeschwollenen Wange waren ihr die Ereignisse der letzten Minuten kaum mehr anzusehen.

»Alles okay?«

Kathreen starrte einen Moment lang auf das Dornengebüsch, hinter dem die Pferde mit ihren toten Peinigern standen, dann hob sie den Kopf und erwiderte den Blick des Marshals.

»Ja«, sagte sie tonlos.

»Was ist passiert?«, wollte Jim wissen.

Kathreen schluckte und schien einen Moment lang erneut mit den Tränen zu kämpfen. Aber dann straffte sie ihre Schultern, nahm das Kinn hoch und berichtete ihm stockend, was seit seiner gestrigen Abreise geschehen war.

»Ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll, aber es war einfach nur schrecklich. Ich werde zu Gott beten, dass ich das alles so schnell wie möglich vergessen kann.«

Dem Ton ihrer Stimme nach zu urteilen, musste die Frau in den letzten Stunden durch die Hölle gegangen sein. Jim drängte sie deshalb nicht, sondern ließ ihr die Zeit, die sie brauchte, um die Ereignisse so zu verarbeiten, dass sie darüber reden konnte.

»Es hat schon damit angefangen, dass mir Timothy Vorhaltungen machte, kaum dass du unser Lager verlassen hast. Er behauptete, ich hätte dir schöne Augen gemacht, weil ich deinen Gruß mit einem Lächeln erwiderte. Dabei wollte ich doch nur freundlich sein. Wir haben uns danach andauernd gestritten und schließlich ist er heute Morgen mit zwei von unseren Pferden losgeritten, um in Bakertown neue zu kaufen.«

»Er ist was?«, fragte Jim ungläubig.

Der Marshal konnte kaum glauben, was ihm Kathreen da

erzählte. So langsam kam Wut in ihm auf. Kein Mann, der auch nur ein bisschen Verstand besaß, ließ seine Frau schutzlos im Indianergebiet zurück, auch nicht, um sich neue Pferde zu kaufen.

»Ist dein Mann verrückt geworden! Wie kann er dich allein in einer Gegend zurücklassen, in der es vor Gesetzlosen und skalphungrigen Indianern nur so wimmelt? Von den Wölfen, Pumas und Klapperschlangen, die es hier dutzendfach gibt, will ich erst gar nicht reden!«

»Er hat es doch nicht böse gemeint«, sagte die Frau weinerlich. »Er wollte doch nur frische Pferde kaufen, damit wir rechtzeitig nach Hempstead kommen. Ohne die Anstellung als Lehrer wären wir bald mittellos. Unsere Ersparnisse sind nicht mehr besonders groß. Der Wagen und die Pferde haben uns viel Geld gekostet.«

»Das mag sein, trotzdem hat dich dein Mann mit seinem unüberlegten Handeln in Lebensgefahr gebracht. Du hast ja am eigenen Leib erfahren müssen, was einer Frau hier draußen passieren kann, wenn sie schutzlos ist.«

In Kathreens Gesicht begann es wieder zu zucken, als sie dem Marshal antwortete: »Ich weiß, aber ...«

Kathreen verstummte jäh und warf sich mit einem erneuten Schluchzen an Jims Brust.

Ihr Atem traf ihn und ihr Gesicht war plötzlich ganz nah vor dem seinen. Er hätte lügen müssen, wenn er in diesem Moment behauptet hätte, ihm wäre das Ganze unangenehm.

Trotzdem hatte er das Gefühl, als würde ein Kloß seiner Kehle stecken. Schließlich war er genau wie sie in festen Händen. Doch, bevor er etwas sagen konnte, hörte er, wie jemand seitlich von ihnen den Abzugsbügel eines Revolvers spannte.

Gleich darauf vernahm er eine heisere Stimme.

»Wenn Sie nicht augenblicklich die Finger von meiner Frau nehmen, jage ich Ihnen eine Kugel in ihren verdorbenen Balg.«

*

Jim und die Frau sprangen auseinander, als wäre eine Bombe in ihrer Mitte explodiert.

»Timothy«, stieß Kathreen erschrocken hervor, als sie die Gestalt erkannte, die langsam hinter dem Wagen hervorgehumpelt kam. »Oh mein Gott, wie siehst du denn aus! Was ist passiert?«

Jim sagte nichts, er glaubte auch so zu wissen, was geschehen war.

Wallis war bei seinem Versuch, in Bakertown Pferde zu kaufen, offensichtlich an die falschen Leute geraten. Er sah es an der eingerissenen Krempe seines nagelneuen Topfhutes, an seinem Gesicht, das die Spuren von Faustschlägen aufwies, und an dem völlig verdreckten Maßanzug, der aussah, als hätte er sich darin in einer Schlammkuhle gewälzt.

Das und die Tatsache, dass er zu Fuß zurückgekommen war, ließen keinen anderen Schluss zu.

Doch was ihm im Moment viel größere Sorgen bereitete, war der schussbereite Revolver in der Hand des Lehrers. Die Waffe gehörte einem der toten Verbrecher, die Kathreen überfallen hatten. Er hatte ihnen die Revolvergurte abgenommen, bevor er sie zu ihren Pferden geschleift hatte und sie in den Studebaker geworfen, ohne sich weiter um sie zu kümmern. Ein fataler Fehler, wie sich Jim zähneknirschend eingestehen musste, als er sah, wie ungelenken Wallis mit der Waffe herumfuchtelte.

»Was ist mit dir, Timothy, warum sagst du denn nichts?«, fragte Kathreen besorgt.

»Du kannst dir dein verlogenes Mitgefühl sparen! Ich bin schließlich nicht blind!«

Die Frau zuckte jäh zusammen.

Ihre Blicke irrten einen Moment lang fragend zwischen dem Marshal und Timothy umher, bevor sie ihrem Ehemann antwortete: »Du irrst dich! Es ist nicht so, wie du denkst, ich ...«

»Sei still, Kathreen, und lüg mich nicht an, ich hab schließlich Augen im Kopf.«

»Jetzt reicht es aber!«, zischte Jim. »Was fällt Ihnen ein, Ihrer Frau solche Dinge zu unterstellen? Ich an Ihrer Stelle würde mich in Grund und Boden schämen. Kein Mann, der auch nur einen Funken Verstand besitzt, würde seine Frau allein im Indianergebiet zurücklassen!«

Wallis hob den Kopf und musterte den Marshal abfällig.

»Mit Ihnen rede ich doch gar nicht.«

»Aber ich dafür mit Ihnen«, grollte der Marshal.

»Für einen Mann, auf den ein geladener Revolver gerichtet ist, nehmen Sie den Mund ziemlich voll. Anscheinend ist Ihnen nicht bewusst, dass ich hier im Moment das Sagen habe.«

»Mister«, sagte Jim mit einem Unterton in der Stimme, der selbst einen Taubstummen hätte aufhorchen lassen. »Ich an Ihrer Stelle wäre vorsichtig mit dem, was ich sage. Wir befinden uns hier im Indianerland und nicht irgendwo auf einer Tee-Party im Osten. Wenn Sie hier eine Waffe auf einen Mann richten, sollten Sie diese auch benutzen, anstatt große Reden zu schwingen.«

Jim hatte kaum ausgedet, als er an Wallis auch schon heran war. Bevor der Lehrer reagieren konnte, stieß er mit der Linken dessen Revolverhand zur Seite, während er ihm im

gleichen Augenblick seine Rechte mit solcher Gewalt unter das Kinn setzte, dass es ihn fast aus den Stiefeln hob. Wallis ließ den Revolver fallen und versuchte vergeblich, das Gleichgewicht zu halten, indem er mit den Armen ruderte.

Aber es gelang ihm nicht, stattdessen taumelte er noch ein paar Schritte nach hinten und fiel dann zu Boden, wo er wie ein Käfer auf dem Rücken liegen blieb und hilflos mit Armen und Beinen ruderte.

Kathreen stieß einen spitzen Schrei aus, stürzte zu ihrem Mann und beugte sich zu ihm hinab. Schluchzend nahm sie seinen Kopf in den Schoß und strich ihm unentwegt über das Kinn, das durch Jims Faustschlag innerhalb von Sekunden immer mehr anschwell.

»Oh mein Gott, was ist mit dir? Sag doch etwas! Ist alles in Ordnung?«

Timothy stöhnte und versuchte sich aufzurichten, indes Kathreen den Kopf drehte und Jim mit einem mörderischen Blick bedachte.

»Bist du verrückt geworden?«, zischte sie. »Was sollte das, du hast meinen Mann fast totgeschlagen!«

Ohne auf eine Antwort des Marshals zu warten, wandte sich die Frau wieder ihrem Mann zu und küsste ihn sanft auf das geschundene Kinn.

Jim stand einfach da und war einen Moment lang sprachlos. *Holy Shit*, durchzuckte es ihn. *Da lässt sie ihr Mann trotz aller Warnungen allein im Indianergebiet zurück, bezichtigt sie des Ehebruchs und bedroht sie mit einem Revolver. Und was tut sie?*

Kopfschüttelnd wandte sich Jim ab.

Smoky Bennett, der Oldtimer, der während seiner Zeit als Marshal von Rath City nicht nur sein Deputy, sondern auch einer seiner besten Freunde gewesen war, hatte recht, als er

damals behauptete, dass es auf der ganzen Welt keinen Mann gab, der je das Wesen einer Frau verstehen würde.

Es wurde Zeit, sich wieder mehr mit dem Halbblutkiller Curly Jones zu beschäftigen, statt sich weiterhin um das Wohlergehen eines uneinsichtigen Siedlerpärchens aus dem Osten zu kümmern. Ohne die beiden weiter zu beachten, ging er zu seinem Buckskin, überprüfte den Sitz des Sattelgurts und schüttelte kurz an der Wasserflasche, um zu hören, ob der Inhalt ausreichte, bis er in Bakertown eintraf. Er reichte, wie Jim am Gluckern vernahm, die Flasche war noch mindestens halbvoll. Er hängte die Wasserflasche wieder über das Sattelhorn und wollte sich gerade auf den Rücken seines Pferdes schwingen, als er hinter sich eine leise Stimme vernahm.

»Ich möchte mich bei Ihnen entschuldigen.«

Der Marshal drehte den Kopf und sah überrascht zu Timothy Wallis hinüber, der, wenn auch noch etwas wacklig, wieder auf den Beinen war, aber sich vorsichtshalber trotzdem noch an der Wagenwand des Studebakers abstützte.

»Ich glaube, ich habe mich wie ein Idiot benommen.«

»Besser eine späte Einsicht als gar keine«, erwiderte Jim mit einem Grinsen.

»Kathreen hat mir gerade erzählt, was Sie getan haben«, sagte Wallis und senkte schuldbewusst den Kopf. »Mein Gott, ich war drauf und dran, den Mann zu erschießen, der meiner Frau das Leben gerettet hat. Können Sie mir noch einmal verzeihen?«

Jim machte eine abwertende Handbewegung und grinste erneut.

»Schwamm drüber, Mister Wallis, schließlich bin auch ich an der Sache nicht ganz unschuldig. Auch wenn mich Ihre Frau nur aus Dankbarkeit umarmte, sah das Ganze zugege-

benermaßen nicht ganz unverfänglich aus.«

Die Erleichterung war dem Lehrer ins Gesicht geschrieben, als er langsam auf Jim zukam und ihm seine Rechte entgegenstreckte.

»Sagen Sie bitte Timothy zu mir, so nennen mich auch meine anderen Freunde.«

Der Marschall ergriff die ihm dargebotene Hand und schüttelte sie vorsichtig.

»Einverstanden, Timothy, und ich heiße Jim, aber das weißt du ja inzwischen längst.«

Wallis nickte, dann deutete er auf den reisefertigen Buckskin des Marshals.

»Wollen Sie – sorry«, verbesserte er sich nach einem Moment des Zögerns. »Willst du uns etwa schon wieder verlassen?«

»Ja«, entgegnete Jim. »Ich muss da dringend ein paar Dinge erledigen.«

»Was für Dinge?«, fragte Wallis, wobei er den Kopf etwas schief legte.

»Wie du weißt, bin ich US-Marshal, und als solcher muss ich mich zunächst um die beiden toten Halunken kümmern, die da drüben hinter dem Gebüsch auf ihren Pferden liegen. Deshalb werde ich jetzt nach Bakertown reiten und dort nach dem Rechten sehen. Nebenbei werde ich dafür sorgen, dass auch du wieder zu deinem Recht kommst und man dir deine Pferde zurückgibt. Doch vorher hätte ich gerne von dir gewusst, was in Bakertown vorgefallen ist, als du dort neue Zugtiere kaufen wolltest.«

»Nicht viel ...«

Jim verzog sein Gesicht zu einem säuerlichen Grinsen.

»Geht das auch etwas ausführlicher?«

»Muss das sein? Diese Sache ist etwas, worauf ich nicht gerade stolz bin.«

»Zum Teufel, Timothy!«, sagte Jim mit unüberhörbarem Befehlston in der Stimme. »Man hat dir in Bakertown deine Pferde und dein Geld gestohlen und dir wie einem ungezogenen Bengel eine Tracht Prügel verabreicht, bevor man dich davongejagt hat. Wenn du jetzt nicht Rückgrat zeigst und etwas gegen die Kerle unternimmst, wird sich das hierzulande schnell herumsprechen. Danach bist du in Texas erledigt. Denk doch auch an Kathreen! Keiner Frau der Welt gefällt es, wenn die Leute sagen, dass sie mit einem Waschlappen verheiratet ist.«

»Zur Hölle!«, sagte Timothy, durch dessen von Faustschlägen gezeichneten Körper plötzlich ein entschlossener Ruck ging. »Du hast recht. Diese Kerle dürfen nicht ungestraft davonkommen.«

»Also, was ist passiert?«

»Nachdem Kathreen und ich uns die ganze Nacht gestritten hatten, bin ich nach dem Frühstück mit zwei Zugpferden losgeritten, um sie in Bakertown gegen neue einzutauschen.«

»Warum nur zwei und nicht gleich alle, wenn sie deiner Meinung nach doch allesamt nur Schindmähren waren?«

Der Lehrer zuckte mit den Schultern in einer Art, als müsste er sich für die nachfolgenden Worte entschuldigen.

»Wir müssen sparen, der Wagen und die Reise haben viel Geld gekostet und unser Lehrergehalt bekommen wir erst, wenn wir einen Monat Unterricht gehalten haben. Deshalb habe ich die zwei ausgewählt, die mir von den Pferden als die schlechtesten erschienen.«

»Okay und weiter?«

»Was soll ich sagen, da gibt es nicht mehr viel zu erzählen.

Kaum war ich in Bakertown angekommen, umringte mich auch schon ein halbes Dutzend Gestalten, die alles andere als vertrauenswürdig aussahen. Ihr Sprecher, ein großer Mann mit eckigen Schultern und einem ungepflegten Schnurrbart, er nannte sich Hank Reeves, fragte sogleich, was ich hier zu suchen hätte. Ich ...«

»Reeves sagtest du? So, so, hält sich der Hurensohn also in Bakertown versteckt«, unterbrach Jim die Ausführungen des Lehrers.

»Was hast du gesagt?«, erwiderte Timothy etwas irritiert.

»Nichts«, entgegnete der Marshal und machte eine abwerfende Handbewegung. »Ich hab nur laut gedacht. Erzähl ruhig weiter.«

»Also ich antwortete ihm zunächst, dass ich die Absicht hatte, hier zwei neue Pferde zu kaufen. Reeves sagte mir daraufhin, Pferde seien in diesem Teil des Landes ziemlich teuer und fragte danach mich, ob ich überhaupt genug Geld hätte, um mir gleich zwei davon zu kaufen. Ich sagte ja und zeigte ihm das Geld.«

Jim seufzte tief.

Nur ein absolutes Greenhorn ließ fremde Männer in seine Brieftasche sehen.

»Lass mich raten. Danach haben sie dich aus dem Sattel geholt, dir dein Geld und die Pferde abgenommen und dich aus Bakertown geprügelt.«

»Yeah«, sagte Timothy zerknirscht. »Aber woher weißt du das? Du warst doch gar nicht dabei.«

Jim seufzte erneut. »Lass es gut sein, ich weiß es einfach.«

»Und was willst du jetzt machen?«

»Komm mit und mach einfach das, was ich dir sage«, sagte Jim, dem die Lust auf weitere Erklärungen inzwischen ver-

gangen war.

Mein Gott, dachte Jim, während er dem Lehrerehepaar dabei half, den Planwagen hinter das Gebüsch zu bringen und ihn mit Zweigen und Gräsern abzudecken. *Warum hat den beiden niemand gesagt, dass es gesünder für sie gewesen wäre, wenn sie ihre Heimat im Osten nicht verlassen hätten?*

Als der Wagen getarnt war, nahm er die Zügel der Tiere mit den toten Banditen auf, schlang sein Lasso hindurch und band das Ende am Sattelhorn des Gespannpferdes fest, auf dem Timothy saß.

»Du reitest voraus, den Rest erkläre ich euch unterwegs.«

»Uns? Soll das etwa heißen, das Kathreen mitkommt?«

»Natürlich«, erwiderte Jim bestimmend. »Sie bleibt auf keinen Fall allein zurück. Oder willst du das Risiko eingehen, das sie diesmal womöglich einer umherziehenden Indianerhorde in die Hände fällt?«

»Und was ist mit den anderen Pferden und dem Wagen? Warum nehmen wir die nicht mit?«

Einen Moment lang war Jim ob so viel Naivität sprachlos.

»Weil sie bei dem, was wir vorhaben, nur hinderlich wären.«

»Was meinst du mit hinderlich?«

»Dein Wagen ist so überladen, dass ihn selbst ein Sechsergespann kaum ziehen kann. Was glaubst du wohl, wie weit wir dann mit vier Pferden kommen?«

*

Es war später Nachmittag, als er von Osten her nach Baker-town kam.

Das erste Gebäude, an dem er vorbeiritt, war eine Schmiede

mit einem daneben liegenden Mietstall. Davor standen zwei Männer, die gerade dabei waren, einen Wagen mit Heuballen abzuladen. Timothy Wallis grüßte ihnen freundlich zu, ebenso dem Oldtimer, der ein Haus weiter auf dem Vorbau in einem Lehnstuhl saß und an einer Holzfigur schnitzte.

Die Männer grüßten alle zurück, bis sie die Hände und Füße der Toten sahen, die unter den Satteldecken quer über den beiden Pferden lagen, die hinter dem Lehrer hertröteten. Der Anblick der im Takt der Huftritte hin und her schwingenden Gliedmaßen ließ sie jäh verharren und keine zehn Sekunden später war die Straße wie leergefegt.

Es schien, als hätten sich außer den drei Männern auch alle anderen Bewohner der Siedlung plötzlich in Luft aufgelöst.

Wallis' Gesicht wurde immer verkniffener, je näher er Bakers Raststation kam.

Einen Moment lang war er versucht umzukehren, aber dann dachte er wieder daran, was ihnen der Marshal gesagt hatte und daran, dass er sich nichts mehr wünschte, als dass diese Verbrecher endlich ihre gerechte Strafe erhielten.

Die Tür bei der Station stand weit offen, weshalb sein Kommen auch dort nicht unbemerkt geblieben war. Wallis machte gerade Anstalten aus dem Sattel zu steigen, als auch schon mehrere schwerbewaffnete Männer aus dem Saloon quollen und sich breitbeinig im Schatten des Vorbaus postierten.

Es dauerte einen Moment, bis sich ihre Augen vom Halbdunkel des Saloons an das grelle Licht der hochstehenden Sonne gewöhnt hatten und sie ihn erkannten.

»Hallo Wallis«, sagte schließlich der Vorderste von ihnen, ein großer Mann mit eckigen Schultern und einem buschigen, ungepflegten Schnurrbart, dessen Enden weit herunterhingen.

Es war der gleiche Mann, der ihn aus dem Sattel gezerrt und mit Stiefelritten aus dem Ort gejagt hatte, während seine Kumpanen grölend seine Zugpferde in den Mietstall führten.

Timothy kannte Hank Reeves zur Genüge, sein Name hatte sich mit jedem Stiefeltritt, der ihn getroffen hatte, immer tiefer in sein Gedächtnis eingebrannt.

»Das ist aber nett von dir, dass du uns auch deine anderen Pferde bringst. Du glaubst ja gar nicht, was für Arbeit uns du damit ersparst.«

Reeves hatte kaum ausgesprochen, als er sich auch schon seinen Begleitern zuwandte.

»Nicht wahr, Jungs?«, sagte er und zwinkerte ihnen dabei zu.

Die Antwort war ein brüllendes Gelächter.

Timothy Wallis reagierte mit einem Zungenschnalzen, worauf die Pferde der Toten, die bisher hinter ihm gestanden hatten, gemächlich nach vorne zuckelten und zu seiner Linken stehen blieben.

Dann beugte er sich seitwärts aus dem Sattel und riss die Decken von den Leichen.

»Ich fürchte, Sie irren sich, Mister Reeves«, erwiderte er dabei grimmig. »Das sind nicht meine Pferde, die gehören zu Ihnen ebenso wie die beiden Männer, die darauf liegen.«

Wallis hatte kaum ausgesprochen, als das Gelächter der Männer schlagartig verstummte.

Einen Moment lang starrten die vier Halunken verstört auf die Toten.

Keiner von ihnen sagte ein Wort.

Hank Reeves war schließlich der Erste, der seine Sprache wiederfand.

»Das sind ja Whity Stone und Paco! Du verdammter

Bastard! Was hast du mit meinen Männern gemacht?«

Timothy Wallis, der wusste, dass der Marshal irgendwo hinter ihm mit einem Gewehr auf die Banditen zielte, lächelte freudlos.

»Ich habe gar nichts gemacht, das haben sich Ihre Leute selbst zuzuschreiben. Sie haben gegen das Gesetz verstoßen. Darum mussten Sie auch die Konsequenzen für ihr Handeln tragen.«

Reeves, der die Bedeutung der Worte nicht verstand, machte ein Gesicht wie eine Kuh, wenn es donnerte.

»Was meinst du mit Konsequenzen? Bist du bescheuert? Von was redest du da!«

»Davon, dass das Gesetz auch für Ihresgleichen gilt. Sie geben mir jetzt also meine Pferde und mein Geld zurück oder ich sehe mich gezwungen, Sie anzuzeigen!«

»Anzeigen! Mich?«

Reeves warf den Kopf in den Nacken und lachte, bis er Tränen in den Augen hatte.

Es dauerte mehrere Sekunden, bis er sich wieder soweit beruhigt hatte, dass er ein verständliches Wort von sich geben konnte.

»Junge, das war der beste Witz, den ich jemals gehört habe. Und ich hab schon viel gehört.«

Reeves lachte noch einmal kurz auf und verstummte dann jäh. Von einer Sekunde auf die andere war jegliche Heiterkeit aus seinem Gesicht verschwunden. Stattdessen verhärtete sich seine Miene zusehends und in seinen Augen lag plötzlich ein wildes Funkeln.

»Jetzt pass mal auf, du verdammtes Greenhorn, du wirst mir jetzt sofort sagen, wer meine Männer getötet hat oder ich schlag dich so windelweich, dass du den Tag deiner Geburt

verfluchen wirst!«

»Das werden Sie nicht«, sagte Timothy. »Stattdessen werden Sie mir jetzt endlich meine Pferde wiedergeben und das Geld, das Sie mir gestohlen haben. Sonst bekommen Sie noch mehr Schwierigkeiten, als Sie ohnehin schon am Hals haben.«

Einen Moment lang blieb Reeves mit offenem Mund auf dem Vorbau stehen, als könnte er es nicht glauben, was Wallis da soeben gesagt hatte. Dann wandte er sich an den Mann zu seiner Rechten.

»Jetzt habe ich aber genug! Schieß diesen Blödmann aus dem Sattel, Bill, und dann Sorge dafür, dass Whity und Paco ein anständiges Begräbnis bekommen. Danach reiten wir los. Wäre doch gelacht, wenn wir die Scheißkerle, die für ihren Tod verantwortlich sind, nicht noch vor Sonnenuntergang einholen.«

Bill nickte und zog grinsend seine Waffe.

Im gleichen Augenblick war das helle Peitschen einer Winchester zu hören. Der Schuss kam von rechts und die Kugel traf Bill mitten in die Brust. Der Bandit taumelte nach hinten und prallte gegen die Hauswand der Station. Langsam sank er unter den Augen seiner fassungslosen Kumpanen daran hinunter und blieb mit dem Gesicht nach unten auf den Holzdielen des Vorbaus liegen.

Einen Moment später war von links das dumpfe Donnern einer schweren Sharps zu hören. Diese Kugel zischte jedoch, ohne Schaden anzurichten, fast eine Handbreit hoch über das Hausdach hinweg.

»Nun Mister Reeves«, sagte Timothy Wallis daraufhin seltsam gedehnt. »Ich warte immer noch auf mein Geld und die Pferde.«

Dem Banditen war deutlich anzusehen, dass er kurz davor

war, vor lauter Wut zu platzen. Aber Reeves war nicht umsonst der Anführer der Bande, er war schlau genug, nichts zu unternehmen, solange er nicht wusste, wie viele Gewehre noch auf ihn und seine Männer gerichtet waren.

Mike Wallace, das älteste Mitglied der Bande, sah die Dinge jedoch etwas anders.

Trotz der Gefahr, die durch die unbekanntenen Schützen ausging, schnappte er nach seinem Revolver und ging in die Knie, um den Gewehrschützen ein möglichst kleines Ziel zu bieten, während er auf Wallis zielte. Doch, bevor er abdrücken konnte, krachte die Winchester ein zweites Mal.

Reeves zuckte kurz zusammen, drehte aber nicht den Kopf. Er schien, auch ohne hinzusehen, zu ahnen, dass Mike schon tot war, noch bevor ihn die Wucht der einschlagenden Kugel in das Stationsgebäude zurückbefördert hatte.

Bleich im Gesicht fischte er mit zitternden Fingern seine Geldbörse aus der Hosentasche, entnahm ihr ein Bündel Scheine und drückte sie dem Mann in die Hände, der ihm am nächsten stand.

»Hier Clay, gib ihm das Geld. Dann gehst du in den Stall und holst ihm seine Pferde. Aber sei vorsichtig, ich will dich nicht auch noch verlieren.«

Der Mann, den Reeves mit Clay angeredet hatte, nickte und ging steifbeinig auf Wallis zu und händigte ihm das Geld aus. Er wartete, bis es der Lehrer gezählt und eingesteckt hatte, und deutete dann auf den Mietstall.

»Ich geh jetzt da rein und hol Ihnen Ihre Pferde. Bitte sagen Sie Ihren Leuten, sie sollen nicht auf mich schießen.«

»Das werden Sie nicht, es sei denn, Sie machen irgendwelche Dummheiten.«

»Keine Angst, das werde ich nicht«, antwortete Clay hastig,

während er die Rechte wie zum Schwur erhob. »Ich würde nämlich gern noch den nächsten Sonnenaufgang erleben.«

*

Bakertown hatte noch geschlafen, als er die Siedlung verließ.

Damit es dabei auch blieb, hatte Curly Jones sein Pferd an den Zügeln genommen und es zu Fuß aus dem Ort gebracht. Er zog sich erst in den Sattel, als er sicher sein konnte, dass der Hufschlag seines Pferdes in den Häusern nicht mehr zu hören war. Danach war er im gestreckten Galopp zum Brazos River geritten, den er noch weit vor Sonnenaufgang erreichte.

Dort angekommen suchte er die steil abfallenden Uferböschungen so lange ab, bis er auf eine Buschgruppe weit ausladender Wildpflaumensträucher stieß. Das Halbblut wusste, dass die Antilopen immer um diese Zeit ihr Nachtlager verließen, um an den Früchten und der saftigen Rinde der Sträucher zu nagen.

Er hatte seinen Zeigefinger befeuchtet und ihn in die Höhe gehalten, um festzustellen, woher der Wind zu dieser Stunde kam, und sich und sein Pferd danach hinter einem Felsblock in Deckung gebracht, der aussah wie ein riesiger, quadratischer Würfel.

Curly Jones hatte nicht lange warten müssen.

Als im Osten der erste Schein der aufgehenden Sonne durch den Fröhndunst schimmerte, führte ein großer Bock sein Rudel aus dem Hinterland auf die Wildpflaumen zu und bewachte es argwöhnisch, während die Antilopenkühe und die Jungtiere fraßen. Curly war auf seinem Pferd sitzen geblieben, hatte das Gewehr aus dem Sattelschuh gezogen und die Antilope anvisiert, die ihm am nächsten war.

Danach atmete er tief durch, hielt die Luft an und krümmte den Finger.

Er hatte kaum abgedrückt, als sich in das Krachen des Schusses auch schon das Getrappel der davonjagenden Antilopen mischte. Als er ausatmete und das Gewehr wieder herunternahm, waren die Tiere längst verschwunden. Nur die Antilopenkuh, auf die er gezielt hatte, war noch da. Das Tier lag vor einem der Sträucher auf dem Boden. Curly Jones band es hinter dem Sattel fest und ritt zum Flussufer.

Dort hatte er das Tier aufgebrochen, die Innereien auf die Seite gelegt und es gereinigt. Danach hatte er sich das Blut von den Händen gewaschen und einige Wildkräuter und etwas trockenes Holz eingesammelt, das am Ufer entlang auf dem Boden lag.

Anschließend schlug er mit dem Handbeil aus seiner Satteltasche mehrere Zweige aus dem Wildpflaumengebüsch, schnitzte aus ihnen Holzstecken, auf die er die Innereien aufspießte, die er vorher mit den Wildkräutern eingerieben hatte, und entfachte aus dem eingesammelten Holz ein kleines, rauchloses Feuer.

Als die Flammen aufloderten, setzte sich Curly Jones auf den Boden, hielt die Zweige mit den Innereien kurz ins Feuer und aß das Fleisch, noch bevor es durchgebraten war. Dazu trank er Wasser aus seiner Feldflasche.

Er beendete sein Frühstück schließlich mit einem Rülpsen, kreuzte die Beine und starrte nachdenklich auf das träge dahinfließende Wasser des Brazos River.

Jones wusste, weder Hank Reeves noch einer seiner Männer würden verstehen, warum er die Strapazen eines nächtlichen Ritts auf sich nahm und ein Frühstück, das aus blutigen Antilopeninnereien und abgestandenem Wasser aus seiner

Trinkflasche bestand, einem weichen Federbett und einer Mahlzeit aus Spiegeleiern mit Speck und heißem Kaffee in Miles Bakers Raststation vorzog.

Auch wenn er die Annehmlichkeiten der Zivilisation durchaus zu schätzen wusste, blieb er tief in seinem Innern immer ein Indianer. Ein Mann der Wildnis, der stets die Weite und Stille des Landes suchte, wenn er einen klaren Kopf brauchte, um besser nachdenken zu können.

Und er musste nachdenken, denn dieser Marshal, der seit Wochen auf seiner Fährte ritt, war anders als all die vorangegangenen Sternträger, die ihn bisher verfolgt hatten. Jim Crown, so hieß dieser Mann, musste selbst ein halber Indianer sein, anders konnte er es sich nicht erklären, warum es ihm nicht gelang, ihn abzuschütteln.

Seine Hartnäckigkeit bereitete ihm allmählich Sorgen und deshalb war er mit der Hoffnung nach Bakertown gekommen, sich dort irgendeiner Bande anschließen zu können, um mit ihr gemeinsam das Problem Crown endgültig aus der Welt zu schaffen.

Er musste sich nur überlegen, wie er Reeves und seine Männer dazu bringen konnte, ihm zu helfen, den Marshal zu töten, und genau deshalb war er hierher geritten.

Als er sein Lager schließlich abbrach und sich mit dem Rest der Antilope auf den Weg zurück nach Bakertown machte, hatte die Sonne längst ihren höchsten Stand erreicht.

Es war schon später Nachmittag, als die ersten Häuser in Sicht kamen.

Er wusste noch nichts von dem Geschehen, das sich dort vor wenigen Stunden abgespielt hatte, aber er spürte sofort, dass etwas nicht in Ordnung war, kaum dass er die erste Hütte der kleinen Siedlung erreichte. Der Ort schien wie ausgestorben

und in der Luft hing der ätzende Gestank von Pulverdampf.

Curly Jones legte die Rechte instinktiv auf den Griff seines Navy-Colts, während er langsam weiter ritt. Sein Kopf zuckte dabei unruhig hin und her, bis sein Blick schließlich auf den Mietstall fiel.

Mit einem Zügelruck brachte Curly Jones sein Pferd zum Stehen.

Seine Augen weiteten sich jäh und das Gefühl, als würden tausend kalte Knochenfinger über seinen Rücken gleiten, wurde immer stärker, je länger er auf die vier Holzsäрге starrte, die hoch aufgerichtet an der Vorderfront des Mietstalls lehnten.

Die Säрге selbst standen offen, die Deckel lagen davor auf dem Boden.

Deshalb konnte er auch sehen, dass die Säрге nicht leer waren. In jedem von ihnen lag ein Mitglied aus Reeves Bande. Whity Stone, Paco der Mexikaner, Bill Brannan und Mike Wallace, er kannte sie alle und er sah auch, dass man alle vier erschossen hatte.

Obwohl Jones ein eiskalter Killer war, ließ ihn der Anblick der zur Schau gestellten Toten dennoch frösteln.

»Verdammt Curly, wo zum Teufel warst du? Wir suchen dich schon seit Stunden!«

Der Kopf des Halbbluts zuckte unvermittelt nach rechts. Hank Reeves' Stimme kam von Bakers Stationsgebäude her und klang alles andere als freundlich.

»Am Brazos River«, antwortete Jones wahrheitsgemäß.

»Am Brazos?«, schnappte Reeves. »Wann bist du los, dass es keiner von uns bemerkt hat?«

»Keine Ahnung, ich war jedenfalls noch vor Sonnenaufgang am Fluss.«

»So früh? Was um alles in aller Welt hast du um diese Zeit am Fluss gemacht?«

»Ich musste nachdenken.«

Reeves' Stimme überschlug sich fast vor Wut, als er dem Halbblut antwortete: »Nachdenken? Du hast die letzten Tage wohl zu lange in der Sonne gesessen! Du reitest durch die Nacht, um am Brazos nachzudenken, während in der Zwischenzeit irgendein Verrückter vier meiner Leute abgeknallt hat. Bist du noch ganz bei Trost?«

»Was ist passiert?«, fragte Jones.

Reeves, dem anzusehen war, dass er bis in die Stiefelspitzen hinein mit Wut erfüllt war, musste erst einmal seinen Zorn hinunterschlucken, bevor er dem Halbblut antworten konnte.

»Erinnerst du dich noch an diesen Kerl im Sonntagsanzug, der vorgestern hier vorbeigekommen ist, um zwei Gespannpferde zu kaufen?«

Curly Jones grinste wissend. »Du meinst diesen Idioten, der so lange mit seiner Brieftasche vor unserer Nase herumwedelte, bis sogar die Sandflöhe in Bakertown wussten, wie viel Geld er mit sich herumschleppt.«

»Genau der«, entgegnete Reeves mit einer Stimme, die seltsam ernst klang. »Aber der Kerl ist kein Idiot, wir haben ihn alle unterschätzt, und zwar gewaltig.«

»Wie meinst du das?«

»Erinnerst du dich daran, dass ich zu Whity und Paco gesagt habe, sie sollen den Kerl verfolgen, nachdem wir ihn davongejagt hatten?«

»Natürlich, du dachtest das vielleicht da, wo er herkam, noch mehr zu holen sei.«

»Genau.«

»Und?«

»Als es Nacht wurde, waren sie immer noch nicht zurück, dafür tauchte das Greenhorn mit dem Sonntagsanzug heute Mittag wieder hier auf. Er brachte Whity und Paco mit, die quer über dem Sattel ihrer Pferde lagen, und forderte uns auf, ihm die Tiere und das Geld, das wir ihm abgenommen hatten, wieder zurückzugeben.«

»Und was habt ihr gemacht?«

»Ihm die Sachen zurückgegeben«, knirschte Reeves vor Wut. »Der Hurensohn war nämlich nicht allein. Er hatte mindestens zwei Männer bei sich.«

»Hast du sie erkannt?«

»Nein, sie lagen im Hinterhalt.«

»Woher willst du dann wissen, dass es zwei waren?«

»Ich konnte es am Klang ihrer Waffen hören, einer hatte eine Winchester, der andere benutzte einen alten Sharps Hinterlader. Sie haben Bill und Mike ohne jede Vorwarnung erschossen. Ich konnte nicht riskieren, dass sie noch mehr von meinen Männern töteten, also ließ ich die Kerle mit den Pferden und dem Geld wieder wegreiten. Ich hatte gedacht, dass es für dich als Indianer ein Leichtes ist, ihre Spuren aufzunehmen. Aber du warst ja nicht da, stattdessen bist du zum Fluss geritten, um nachzudenken, und deshalb haben sie jetzt auch einen halben Tag Vorsprung.«

»Was hast du von mir erwartet? Soll ich ständig an eurer Seite sitzen und dein Händchen halten?«

»Nein, aber dass du mit uns am gleichen Strang ziehst, nachdem du dich unserem Verein angeschlossen hast, und nicht nebenher dein eigenes Süppchen kochst.«

»Wenn es dich beruhigt, kann ich mich ja mal hier umsehen.«

»Das möchte ich dir auch geraten haben, Rothaut«, erwiderte

te Reeves schroff.

Curly Jones sagte nichts dazu, sondern begab sich zunächst zum Mietstall und danach zu dem danebenliegenden Haus, von wo aus die Unbekannten Bill Brannan und Mike Wallace erschossen hatten. Aber wer ihn kannte und das Funkeln in seinen Augen gesehen hatte, wusste, dass Reeves gut daran tat, in Zukunft dafür zu sorgen, dass sich Jones nicht in seinem Rücken befand.

*

Der Marshal kannte keine Gnade. Weder Timothys entsetzte Blicke noch Kathreen Wallis' Tränen konnten ihn erweichen.

»Und das da auch!«, sagte Jim und deutete auf einen rotbraunen Schreischrank, der mehr als drei Fuß hoch und über zwei Fuß breit war.

»Das kommt überhaupt nicht infrage!«, entrüstete sich Wallis. »Das ist ein echter Hepplewhite-Sekretär aus handpoliertem Eibenh Holz mit gegossenen Messingbeschlägen und Rindsledereinlagen in den Schubladenfächern. Weißt du überhaupt, was so ein Sekretär kostet?«

»Nein, ich weiß nicht, wie viel das Ding da kostet, aber ich weiß, dass es dich und deiner Frau das Leben kosten wird, wenn du es nicht hier zurücklässt.«

Jim hatte kaum ausgesprochen, als er mit ausgestrecktem Zeigefinger auf die anderen Möbel zeigte, die noch im Wageninnern oder bereits davor standen.

Zuerst auf das breite Ehebett aus Kirschbaumholz, dann auf den wuchtigen Bonnet Top-Schrank und schließlich auf die Pennsylvania Dutch Kommode.

»Genauso wie das ganze Zeug da. Kein Wunder, dass sechs

Pferde nicht genügen, um den Wagen mit all diesem Plunder voranzubringen.«

»Wie kannst du so etwas nur sagen! Das ist kein Plunder. Das ist unser Hausstand, teilweise Erbstücke unserer Eltern, teilweise Möbel, die wir uns vom Mund abgespart haben. Das ist ein Stück von unserem Leben, das können wir nicht so einfach zurücklassen.«

Das Gesicht des Marshals verhärtete sich jäh, als er seinen Blick auf den Lehrer richtete.

»Das ist ein Teil von deinem Leben, sagst du? Kannst du das Zeug denn auch essen?«

»Wie äh ... wie meinst du das?«, erwiderte Timothy verwirrt.

»Ich habe mich vorhin einmal in eurem Wagen umgesehen. Ihr schleppt genug Möbel mit, um in Hempstead ein Dutzend Häuser einrichten zu können, aber ich habe keine Vorräte an Bohnen, Mehl, Kaffee und Trockenfleisch gesehen. Was macht ihr, wenn ein Rad an eurem Wagen bricht, oder beim nächsten Regen stecken bleibt und tagelang festsetzt? Von was wollt ihr dann leben, von diesen Möbeln hier?«

»Was soll die Frage? Dann gehen wir natürlich einkaufen, was denn sonst?«

Jim kam nicht umhin, erneut den Kopf zu schütteln.

»Timothy, ich fürchte, du hast es immer noch nicht begriffen. Wir sind hier nicht mehr im Osten, wo man einfach in den nächsten Laden geht und etwas einkauft. Hempstead, der nächste Ort, ist über einhundert Meilen von hier entfernt und bis zur Countyhauptstadt sind es fast zweihundert Meilen. Ansonsten gibt es hier nichts außer Nester wie Bakerstown, wo man in einer Nacht alle zehn Gebote brechen kann, um noch vor Sonnenaufgang mit durchgeschnittener Kehle in

einer dunklen Seitengasse auf einem Abfallhaufen zu landen. Kaper es doch endlich, beladen mit dem Notwendigsten, mit Lebensmitteln und Pulver und Blei bringt dich dein Gespann in fünf Tagen nach Hempstead, mit dem ganzen Zeug da in fünf Wochen. Schneller werden die Tiere nicht vorankommen. Das bedeutet, Reeves und seine Bande haben alle Zeit der Welt, uns einzuholen und zu erledigen.«

»Ja, aber das ist allein deine Schuld«, erwiderte Timothy wie ein trotziger Junge. »Wir hätten das in Bakertown wie erwachsene Männer regeln können, wenn wir vernünftig mit Reeves geredet hätten. Aber nein, du musstest ja gleich vier von seinen Männern erschießen.«

»Männer sagst du? Das waren keine Männer, das war Abschaum. Sie haben dir deine Pferde und dein Geld gestohlen, dich mit Fußtritten aus Bakertown gejagt und versucht, deine Frau zu vergewaltigen. Was hätte ich denn deiner Meinung nach mit ihnen machen sollen! Sie vielleicht zum Kaffee bei deiner Mutter einladen? Verdammt Timothy, wach endlich auf! Reeves und seine Bande haben Dutzende von Farmen und kleine Siedlungen überfallen und unzählige Menschen getötet. Sie werden in Texas genauso gesucht wie in Arizona und in Neu-Mexiko, und wenn es gelingt, sie zu fassen, ist ihnen der Galgen sicher.«

Timothy Wallis senkte den Kopf, trotzdem war ihm deutlich anzumerken, dass die Worte des Marshals seine Vorstellungen vom Leben in Texas gehörig ins Wanken gebracht hatten.

Bevor er aber Crown antworten konnte, meldete sich seine Frau zu Wort.

Ihre Stimme zitterte, trotzdem wirkte sie gefasst.

»Wie groß ist unsere Chance, Hempstead zu erreichen, be-

vor uns Reeves mit seinen Männern einholt, wenn wir tatsächlich alles, was du überflüssig nennst, zurücklassen?«

»Etwa fünfzig zu fünfzig«

»Größer nicht?«

Jim antwortete mit einem bedauernden Kopfschütteln.

»Ich fürchte nein, eine wirkliche Chance habt ihr nur, wenn ihr lediglich das Nötigste einpackt, den Wagen zurücklässt und so schnell wie möglich mit allen Pferden von hier verschwindet.«

»Und du?«

»Ich werde versuchen, euch dabei Deckung zu geben, anders wird es kaum funktionieren. Diese Halunken sind euch hier draußen in allen Belangen überlegen.«

»So etwas Ähnliches habe ich mir bereits gedacht«, erwiderte Kathreen niedergeschlagen.

Jim trat neben sie und legte seine Rechte auf ihre Schulter, als er sah, dass sie Tränen in den Augen hatte.

»Kopf hoch, Kathreen«, sagte er aufmunternd. »So leicht kriegen sie uns nicht.«

Kathreen sah auf, schniefte und wischte sich mit dem Handrücken eine Träne aus den Augenwinkeln. »Meinst du?«

Jim nickte im gleichen Moment, als sich Timothy wieder zu Wort meldete.

»Was soll das! Was habt ihr zwei da wieder zu tuscheln?«

»Nichts Timothy«, erwiderte Kathreen mit einer Stimme, deren Klang den Marshal überrascht aufhorchen ließ. »Wir tuscheln nicht, wir machen uns im Gegensatz zu dir nur Gedanken darüber, wie wir diesen Mördern entkommen können.«

»Das musst du nicht, mein Schatz, ich werde ...«

»Nein, du wirst nichts!«, unterbrach Kathreen ihren Mann.

Jim konnte deutlich sehen, wie sie die Schultern zurücknahm und sich ihre Gestalt straffte.

Eine wilde Entschlossenheit schwang in ihrer Stimme mit, als sie weiterredete.

»Das Einzige, was du wirst, ist endlich deinen Verstand einschalten und auf das hören, was der Marshal sagt. Vielleicht hast du es noch nicht mitbekommen, aber ohne ihn wären wir schon längst Geierfutter.«

Timothy Wallis riss den Mund auf, während seine Augen allmählich so groß wie Spiegeleier wurden. Flammende Röte überzog sein sonst so blasses Gesicht. Es war ihm anzusehen, wie er sichtlich um Fassung rang. Es dauerte daher geraume Zeit, bis er seine Sprache wiedergefunden hatte. Aber dann empörte er sich ähnlich wie eine alte Jungfer, die man nach ihrem Liebesleben fragte.

»Kathreen«, sagte Timothy sichtlich pikiert, »wie redest du denn mit mir? Ich bin dein Mann!«

»Ich wäre froh, du wärst endlich ein Mann, stattdessen benimmst du dich ständig wie ein Oberlehrer, der alles weiß und alle anderen für dumm hält. Timothy, wir sind hier in Texas! Wenn du nicht schleunigst auf das hörst, was dir Männer wie der Marshal hier sagen, wird man dich schon bald mitsamt deinen allwissenden Büchern auf dem nächsten Friedhof verscharren.«

Na, wenigstens Kathreen scheint es begriffen zu haben, dachte Jim und nahm dabei für einen Moment den Kopf zur Seite, damit der Lehrer nach der Standpauke seiner Frau nicht auch noch das Grinsen in seinem Gesicht mitbekam.

*

Hank Reeves und die fünf Männer, die noch zu seiner Bande zählten, zügelten ihre Pferde auf dem Kamm einer schmalen Anhöhe. Ungläubig starrten sie auf die unter ihnen liegende Talsenke und sahen sich dabei immer wieder fragend an.

»Kann mir mal einer sagen, was das zu bedeuten hat?«, fragte Ed McMurray schließlich und deutete verwundert die Anhöhe hinunter.

»Gute Frage«, erwiderte Clay Shields, der nach dem Tod von Mike Wallace jetzt der Älteste der Männer war.

Er war genauso wie Reeves und die anderen von dem Anblick, der sich ihnen bot, ziemlich überrascht. Nur Curly Jones schien das Ganze irgendwie kalt zu lassen. Im Gegensatz zu ihnen saß er wie festgewachsen im Sattel und in seinem starren Gesicht war keinerlei Regung zu sehen. Dabei war das Bild, das sich ihnen in der Talsenke darbot, in der Tat mehr als ungewöhnlich.

Am nördlichen Rand der Senke stand ein schwerer, bis auf ein paar Gebrauchsspuren fast nagelneuer Studebaker-Wagen, scheinbar herrenlos, ohne Gespannpferde und ohne Zugeschirr neben einem vom Unwetter der letzten Tage zerzaustem Dornengebüsch. Um den Wagen herum waren eine Unzahl an Möbeln abgestellt, genug, um ein ganzes Haus damit einzurichten. Tische, Stühle, Schränke, Kommoden, ein Sekretär und ein großes Doppelbett. Daneben standen mehrere Kisten mit Kleidern, Geschirr und Büchern und sogar eine Standuhr.

»Heiliger Rauch«, sagte Shields fassungslos. »Wer ist so verrückt und stellt seinen ganzen Hausstand mitten in dieser Wildnis ab?«

»Noch dazu so feine Sachen«, sagte McMurray und deutete auf den Sekretär, dessen handpoliertes Eibenh Holz mit der

Sonne um die Wette glänzte.

»Das kann nur das Greenhorn gewesen sein«, behauptete Steve Jones, der Jüngste unter den Männern.

»Aber wieso?«

»Ganz einfach, Frank«, sagte Curly Jones und wandte sich Frank Harper zu, dem Mann, der diese Frage gestellt hatte. »Das Zeug da ist nur Ballast für ihn. Zusammen mit dem Wagen hätten wir das Greenhorn spätestens morgen Mittag eingeholt. Aber jetzt wird es schwierig, denn er hat nur noch die Pferde bei sich und die sind genug, um sie ständig wechseln zu können.«

»Das hat sich das Greenhorn bestimmt nicht allein ausgedacht«, wettete Hank Reeves. »Diese Idee ist bestimmt auf dem Mist von den beiden Scheißkerlen gewachsen, die ihm schon in Bakertown den Arsch gerettet haben.«

»Das denke ich auch«, sagte Curly Jones. »Deshalb werde ich mich da unten einmal umsehen. Ihr bleibt hier, nachher zertrampelt ihr mir noch alle Spuren, die es da unten bestimmt zur Genüge gibt. Habt ihr verstanden?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, schnalzte das Halbblut mit der Zunge und lenkte sein Pferd langsam die Anhöhe hinunter. Bei dem Studebaker angekommen glitt er aus dem Sattel, schlang die Zügel um das Vorderrad des Wagens und ging dann suchend wie ein Jagdhund umher. Vorsichtig, einen Fuß vor den anderen setzend, schlich er in immer größer werdenden Kreisen um den Studebaker herum.

Nachdem er den Boden untersucht und alle Spuren gelesen hatte, winkte er Hank Reeves und den anderen zu. Es dauerte keine zwei Minuten, bis sie ihre Pferde vor ihm zügelten.

»Und?«, wollte Reeves wissen.

»Dein Greenhorn ist unterwegs nach Hempstead und er ist

nicht allein. Eine Frau und ein Mann sind bei ihm.«

»Eine Frau? Bist du dir da sicher?«

Curly Jones nickte. »Die Spuren sind eindeutig. Die meisten Abdrücke sind Männerstiefel, und zwar zwei verschiedene Paare, die anderen stammen von einer Frau. Der Abdruck ist schmal und zierlich und auch nicht besonders tief, eben wie bei einer Frau. Es ist übrigens dieselbe Spur, die ich in Baker-town hinter dem Haus neben dem Mietstall gesehen habe. Es waren also nicht zwei Männer, die auf euch geschossen haben, sondern ein Mann und eine Frau.«

»Jetzt wird mir auch klar, warum nur der Kerl mit der Winchester getroffen hat und nicht die Person mit der Sharps. Das war eine Frau und die konnte wahrscheinlich mit dem Gewehr nicht richtig umgehen oder hatte Skrupel, einen Menschen zu erschießen«, sagte Reeves.

»Stimmt, Hank«, pflichtete ihm Frank Harper bei. »Ich gehe jede Wette ein, dass sie die Frau von dem Greenhorn ist.«

»Also los, worauf warten wir noch?«, rief Curly Jones sichtlich erregt.

Endlich sah er die Chance gekommen, Reeves und seine Bande dazu zu bringen, ihm zu helfen, den Marshal zu erledigen.

»Reiten wir los und schnappen sie uns«, forderte das Halbblut die Männer auf, während es sein Pferd herumzog.

Doch zu Curly Jones' großer Überraschung machte Reeves nicht die geringsten Anstalten, ihm zu folgen. Im Gegenteil, er wickelte die Zügel seines Braunen um das Sattelhorn und schüttelte bedächtig den Kopf.

»Also ich weiß nicht«, sagte er schließlich. »Lohnt sich der ganze Aufwand?«

»Was?«, fragte das Halbblut entgeistert.

»Seid doch mal ehrlich. Was haben wir denn davon, wenn wir wie die Verrückten hinter ihnen herreiten? Wenn wir Pech haben, tritt eines unserer Pferde bei dieser Hetzjagd in einen Präriehundebau, oder wir geraten in einen Hinterhalt und es erwischt noch einen von uns, oder vielleicht sogar zwei. Und wofür? Für ein halbes Dutzend Zugpferde und vielleicht hundert Dollar Bargeld? Tut mir leid, aber da gibt es lohnendere Geschäfte.«

»Und was für welche?«, wollte McMurray wissen.

Reeves machte eine weit ausholende Handbewegung, die sowohl den Studebaker-Wagen als auch sämtliche Möbel einvernahm.

»Lasst uns die besten Stücke von dem Zeug auf den Wagen laden, unsere Pferde davor spannen und zurück nach Baker-town reiten. Ich bin mir sicher, dass uns allein der Studebaker mindestens zweihundert Bucks einbringt, die Möbel wahrscheinlich genau so viel. Und wenn wir dann noch das Geld, die Pferde und die Waffen von Whity, Paco, Mike und Bill – Gott hab die Jungs alle selig – unter uns verteilen, hat jeder mindestens einen Hunderter in der Tasche, ohne zu riskieren, dass ihm ein paar Kugeln um die Ohren fliegen und er verletzt oder womöglich sogar getötet wird.«

»Hm«, machte Steve Jones. »Das hat was.«

»Yeah«, pflichtete ihm Frank Harper bei. »Warum wegen ein paar Bucks Tag und Nacht durch die Gegend reiten, wenn wir mit ein bisschen Möbel schleppen das Doppelte oder gar Dreifache einstreichen können, ohne dass man uns ein Loch ins Fell brennt?«

McMurray verzog das Gesicht und spuckte den Kautabakpriem, den er sich vor wenigen Augenblicken in den Mund geschoben hatte, wieder aus.

»Also ihr könnt von mir denken, was ihr wollt, aber ich finde es nicht okay, wenn die Mörder von Mike und den anderen so einfach davonkommen. Wir sind alle gewiss keine Chorknaben, aber ein bisschen Ehre im Leib sollte trotzdem jeder von uns noch besitzen.«

»Er hat recht«, sagte Curly Jones bitter. »Ich hätte nie gedacht, dass die Reeves Bande einmal vor einem Greenhorn, einer Frau und einer altertümlichen Sharps den Schwanz einzieht.«

»Du vergisst den Mann mit der Winchester, Rothaut.«

Reeves hatte kaum ausgesprochen, als Curly Jones im Sattel herumwirbelte, als wäre er in ein Klapperschlangennest getreten.

»Nenn mich nicht immer Rothaut, verdammt noch mal! Ich hab dir schon einmal gesagt, dass ich das nicht mag. Meine Mutter war eine Weiße.«

»Mag sein, aber dein Vater war eine Rothaut. Also bist du auch eine, wenn auch nur eine halbe. Aber das ist egal, Rothaut bleibt Rothaut«, zischte Reeves.

Im Gesicht des Halbbluts begann es kurz zu zucken.

»Passt dir was nicht?«

»Ja, und zwar so einiges«, erwiderte der Banditenboss kühl. »Zuerst fand ich es ja ganz gut, das du dich uns angeschlossen hast, ein zusätzliches Gewehr bei unseren Hold-Ups ist nie verkehrt. Aber dann hast du angefangen, dein eigenes Ding durchzuziehen, die Krönung war ja wohl, allein zum Brazos zu reiten, während man vier von meinen Männern aus dem Sattel gepustet hat. Im Nachhinein muss ich sagen, es war ein großer Fehler von mir, dich in unserer Bande aufzunehmen. Eine Rothaut passt einfach nicht in unseren Verein und du musst zugeben, seit du bei uns bist, läuft hier fast alles schief.

Meine Bande wurde halbiert, es gibt plötzlich keine lohnenden Coups mehr und jetzt fängt sogar Baker damit an, dass er es gut fände, wenn wir demnächst seine Station wieder verlassen würden.«

»Was soll das heißen?«

»Dass du verschwinden sollst. Los, hau ab und lass dich nicht mehr bei uns blicken.«

»Soll das heißen, dass wir die Leute nicht verfolgen, um ihnen die Pferde und ihr Geld abzunehmen und ich deshalb weder davon noch vom Verkauf der Zugpferde und den anderen Sachen einen Anteil bekomme?«

»Du hast es erfasst«, sagte Reeves mit einem gehässigen Grinsen. »Und jetzt verschwinde endlich, bevor ich dir Beine mache.«

»Du verdammter Hurensohn! Du spuckst auch nur große Töne, weil du ganz genau weißt, dass du auf die Hilfe deiner Männer zählen kannst. Allein hättest du schon längst den Schwanz eingezogen.«

Reeves lächelte kalt. »Und wenn schon. Ich hab wenigstens einen Schwanz im Gegensatz zu dir, du halbe Rothaut!«

Mit einem Schrei, der fast nichts Menschliches mehr an sich hatte, hieb Curly Jones seinem Pferd die Absätze in die Weichen, während er seinen Colt aus dem Holster riss.

Curly Jones, der eiskalte Killer, war wie von Sinnen. Gekränkt in seiner Männlichkeit und beleidigt wegen seiner Herkunft hatte er nur noch ein Ziel: Reeves töten. Er war so außer sich, dass er wie ein Anfänger nicht darauf achtete, was hinter seinem Rücken geschah.

Es sollte der letzte Fehler in seinem Leben sein.

Bevor er seine Waffe auf Reeves richten konnte, hielt Clay Shields seinen langläufigen Army-Colt in der Hand und feu-

erte noch aus der Hüfte heraus. Das Halbblut wurde vom Aufprall der Kugel nach vorne auf den Hals seines Pferdes geworfen. Einen Moment lang schien es, als würde er das Tier umarmen, aber dann neigte sich sein Körper zur Seite, er glitt aus dem Sattel und fiel zu Boden, wo er in verrenkter Haltung liegen blieb.

»Heavens, das war knapp«, sagte Reeves noch sichtlich bleich im Gesicht und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Danke Clay, dieser Hurensohn hätte mich beinahe geschafft.«

»Du musst dich nicht bedanken, Hank. Das habe ich nicht nur wegen dir getan, sondern hauptsächlich wegen den Jungs und mir«, antwortete Shields mit einem kalten Lächeln.

»Wegen den Jungs? Ich verstehe nicht ...«

Verwirrung lag in Reeves Blick, als er das älteste Mitglied seiner Bande musterte.

»Du hast selbst gesagt, dass es im Moment bei uns Scheiße läuft, und das ist noch untertrieben. Ich glaube, keiner von uns hat zurzeit noch genügend Geld in der Tasche, um sich ein Mittagessen in Bakertown leisten zu können. Das weiß auch Miles und deshalb will er uns auch loswerden. Die Möbel und der Wagen werden uns gerade so viel einbringen, dass wir vielleicht für vier Wochen über die Runden kommen, aber dann?«

»Ich verstehe dich immer noch nicht ganz«, sagte Reeves und deutete auf das tote Halbblut.

»Was hat das Ganze mit dieser Rothaut da zu tun?«

»Curly Jones hat vier Sternträger auf dem Gewissen. Auf seinen Kopf sind achttausend Bucks ausgesetzt. Wenn wir ihn in Hempstead beim Sheriff abliefern, fällt für jeden von uns genug ab, um sich mindestens ein Jahr lang keine Sorgen

mehr machen zu müssen.«

»Schön und gut, Clay, dein Plan hat aber leider einen Haken. Wer von uns soll Jones beim Sheriff abliefern und die Belohnung kassieren? Das kann keiner, denn von jedem von uns gibt es einen Steckbrief. Wer das Halbblut also abliefern, kassiert keine Belohnung, sondern landet selbst hinter Gittern.«

»Das stimmt nicht ganz«, erwiderte Clay und deutete mit vorgerecktem Kinn auf Steve Jones.

»Steve ist erst zu uns gestoßen, nachdem wir unser letztes Ding gedreht hatten. Von ihm gibt es noch keinen Steckbrief und aufgrund seines Alters vermutet auch kaum jemand einen Gesetzlosen in ihm.«

»Hey«, sagte Reeves grinsend. »Der Plan ist gut, verdammt! Der hätte von mir sein können.«

»Ist er aber nicht und weißt du, was das Beste ist?«, fragte Clay.

Hank zuckte ratlos mit den Schultern, obwohl ihn der lauernde Unterton in Shields' Stimme eigentlich hätte warnen müssen.

»Es gibt sogar eine Möglichkeit, wie ich die Summe, die auf Jones' Skalp ausgesetzt ist, auf zwölftausend Dollar erhöhen kann.«

»Echt, dann schieß mal los.«

Clay nickte und kam Reeves Aufforderung unverzüglich nach, allerdings in gänzlich anderer Art und Weise, als es sich der Banditenboss vorgestellt hatte. Shields, der seinen Army-Colt noch immer schussbereit in der Hand hielt, krümmte erneut den Finger um den Abzug.

Reeves fühlte einen gewaltigen Schlag in der Magengrube. Er musste sich mit beiden Händen am Sattelhorn festhalten, um nicht vom Pferd zu fallen. Er sackte halb bewusstlos in

sich zusammen und blickte an sich hinunter. Kalter Schweiß brach ihm aus, als er den dunklen Fleck auf seinem Hemd sah, der rasch immer größer wurde.

»Du ... du hast mich ...«

»Yeah«, sagte Clay. »Du bringst uns schon lange kein Glück mehr. Mit dir als Anführer geht es doch schon seit Monaten bergab. Das einzige Nützliche an dir sind noch die viertausend Bucks, die auf deinen Kopf ausgesetzt sind. Zusammen mit der Prämie von Jones ergibt das dreitausend für jeden von uns. Genug, um sich damit in Mexiko jahrelang die Sonne auf den Bauch scheinen zu lassen.«

Dann feuerte Shields erneut.

Die Kugel traf Reeves diesmal in die Brust und stieß ihn endgültig aus dem Sattel.

*

»Willst du nicht warten, bis Timothy und die anderen wieder zurück sind?«

Jim Crown schob sich seinen breitkrepfigen Texashut aus der Stirn und erwiderte Kathreens Frage mit einem schmalen Lächeln.

Was sollte er darauf antworten?

Seine Arbeit war getan, er hatte das Ehepaar Wallis davor bewahrt, in die Hände einer Bande von Gesetzlosen zu fallen, und sie sicher und wohlbehalten nach Hempstead geführt. Er war lange genug geblieben, bis sie im Schulhaus ihre Wohnung beziehen konnten, und hatte dafür gesorgt, dass man eine Posse zusammenstellte, die mit Timothy losgeritten war, um das, was von dem Studebaker-Wagen und dem Hausrat, den sie in der Wildnis zurückgelassen hatten, noch zu ver-

wenden war, in die Stadt zu schaffen.

Jetzt war es an Zeit, sich wieder um Curly Jones und die Reeves Bande zu kümmern.

»Ich kann nicht, mein Boss reißt mir den Kopf ab, wenn ich mich nicht endlich wieder an die Arbeit mache. Texas ist leider immer noch ein wildes Land.«

»Schade«, sagte Kathreen, die inzwischen einen Schritt näher getreten war. »Timothy hätte sich wahrscheinlich gern noch einmal bei dir bedankt.«

»Das weiß ich«, sagte Jim.

»Verstehe, dann bleibt es also wohl an mir, dich zu verabschieden.«

Bevor der Marshal darauf etwas erwidern konnte, umarmte ihn die Lehrerin auch schon.

»Danke für alles, was du für uns getan hast, besonders für mich.«

Ehe sich Jim versah, drückte Kathreen ihre Lippen auf die seinen.

Für Sekunden spürte er die Wärme ihres Körpers, den Duft ihrer Haare, ihren weichen Mund, doch so schnell sie ihn geküsst hatte, so schnell löste sie sich auch wieder von ihm.

»Ich werde dich nie vergessen, aber ich glaube, es ist besser, wenn wir uns nicht wiedersehen.«

»Ich glaube auch, dass es besser so ist«, erwiderte Jim mit belegter Stimme.

Dann wandte er sich der Eingangstür zu.

»Passt auf euch auf.«

»Das werden wir und keine Angst, nach dem, was ich alles von dir gelernt habe, wird aus Timothy dem Greenhorn schon bald ein ganzer Kerl werden«, sagte Kathreen und lachte.

Jim sagte nichts und ging. Er spürte, dass ihr Lachen nicht echt klang.

Draußen auf der Straße schüttelte er den Kopf, um Kathreen endgültig aus seinen Gedanken zu vertreiben. Gewiss war sie auf ihre Art eine faszinierende Frau, aber in Austin gab es jemanden, der noch faszinierender war. Ihr Name war Mary Ann.

Mit weit ausgreifenden Schritten ging Jim zum Mietstall hinüber, wo er sein Pferd untergestellt hatte. Obwohl seine Gedanken immer noch ganz woanders weilten, streiften seine Blicke dennoch aufmerksam durch die Straße, die er entlang schritt. Eine Angewohnheit, die ihm seit damals in Fleisch und Blut übergegangen war, als er noch ein Kind war und sich Eagleman seiner angenommen hatte.

Der Saloonkeeper, der auf dem Vorbau seiner Schnapschenke stand und mit einem Reisigbesen die Reste einer durchzechten Nacht auf die Straße kehrte, blieb ihm ebenso wenig verborgen wie die beiden älteren Frauen mit ihren geflochtenen Einkaufskörben und der junge Reiter mit den schwarzen Stoppelhaaren, der just in diesem Moment sichtlich vergnügt das Office von Roy Norman, dem Sheriff von Hempstead, verließ.

Jim hielt einen Moment inne.

Es kam nicht oft vor, dass jemand vormittags pfeifend und grinsend das Office eines Sheriffs verließ, schon gar nicht, wenn dieser abgerissen wie ein Wegelagerer wirkte und seinen Colt ziemlich tief geschnallt an der Hüfte trug.

Augenblicklich erwachte in ihm jenes Misstrauen, das einem US-Marshall so eigen war, und er ging deshalb nur zögernd weiter.

Da kam Hufschlag auf, in den sich das Rumpeln und Räder-

rattern eines schweren Fuhrwerks mischte. Ein kurzer Blick zeigte Jim, dass Timothy Wallis in Begleitung der Posse, die ihm helfen sollte, seine Möbel und den Studebaker-Wagen zu bergen, gerade in die Stadt kam.

Er nahm den Kopf nach unten und beschleunigte seine Schritte augenblicklich.

Er hasste Abschiedsszenen und wollte Wallis deshalb nicht unbedingt in die Arme laufen, außerdem drängte die Zeit. Curly Jones und die Reeves-Bande würden bestimmt nicht warten, bis er sich überall verabschiedet hatte und sich dann auf ihre Spur heftete. Die Bande war wahrscheinlich schon längst in Richtung Mexiko unterwegs, wo sie vor ihm und allen anderen amerikanischen Gesetzeshütern sicher waren.

Jim löste sein Pferd im Mietstall aus und gab dem Stallmann, einem krummbeinigen Oldtimer, der hier offensichtlich sein Gnadenbrot verdiente, ein ordentliches Trinkgeld und wollte sich gerade in den Sattel schwingen, als ein lauter Schrei über die Straße hallte.

»Halt, stehen bleiben!«

Irritiert ließ Jim seine Blicke über die Straße wandern und auch der Stallmann, der noch neben ihm stand, hob den Kopf. Überrascht stellte Jim fest, dass es Timothy Wallis gewesen war, der geschrien hatte. Der Lehrer stand aufrecht auf dem Kutschbock seines Studebakers und deutete aufgeregt auf den jungen Reiter mit den Stoppelhaaren.

»Du da, bleib sofort stehen!«

Der Reiter ging weiter, während er den Kopf drehte.

»Meinen Sie etwa mich?«

»Das fragst du noch, du Halunke? Du hast vielleicht Nerven, dass du es wagst, dich hier in der Stadt blicken zu lassen!«

Mit einem Satz sprang Timothy vom Wagen und lief auf den Mann zu. Sein Gesicht war von einer Entschlossenheit gezeichnet, wie sie Jim noch nie bei ihm gesehen hatte.

Der Angesprochene blieb augenblicklich stehen und wandte sich dem Lehrer zu.

»Mister, ich weiß nicht, was Sie von mir wollen. Ich kenne Sie überhaupt nicht und habe Sie noch nie in meinem Leben gesehen. Aber wenn Sie mich noch einmal Halunke nennen, gebe ich Ihnen eine aufs Maul, dass sie Purzelbäume schlagen.«

Timothy Wallis war jetzt ebenfalls stehen geblieben. Breitbeinig verharrte er mitten auf der Straße, die Hände an den Hüften waren zu Fäusten geballt.

»Du verdammter Lügner! Als Reeves und seine Bande mir in Bakertown meine Pferde und mein Geld gestohlen haben, hast du mich sehr wohl gesehen. Du warst da nämlich dabei.«

Jim sah das Flackern in den Augen des Reiters und wusste im selben Moment, das Timothy die Wahrheit gesprochen hatte.

Seine Hand glitt zum Colt, während er den Banditen anrief.

»Stehenbleiben, ich bin US-Marshal Jim Crown!«

Der Stoppelhaarige reagierte mit der Wildheit eines Puma-weibchens, der man die Jungen wegnehmen wollte, und er war schnell, schneller als der Marshal. Jim hatte seine Waffe noch nicht aus dem Holster, als der Stoppelhaarige auch schon den Coltlauf hochnahm und die Mündung auf ihn richtete.

Doch, bevor er abdrücken konnte, flog ein dunkler Schatten heran und riss den Gesetzlosen zu Boden. Ehe der Mann überhaupt reagieren konnte, lag er schon auf dem Rücken und der Schatten, der niemand anderes war als Timothy Wal-

lis, hämmerte ihm gnadenlos nacheinander beide Fäuste unter Kinn. Erst die Rechte, dann die Linke. Der Kopf des Mannes flog hin und her während Timothy brüllte, dass er ihm so lange die Furcht Gottes einbläuen würde, bis er seine Schandtaten gestand.

Jim hatte Mühe, den aufgebrauchten Lehrer von dem inzwischen bewusstlos gewordenen Mann wegzuziehen. Wallis beruhigte sich erst, als die raue Stimme von Roy Norman wie Donnerrollen über die Straße hallte.

»Aufhören, zum Teufel! Hört sofort auf damit!«

Mit weit ausgreifenden Schritten stiefelte Sheriff Norman heran. Sein Gesicht war vor Zorn gerötet und in seinen Augen lag ein Funkeln, das allen Anwesenden auf der Straße aufzeigte, dass es besser für einen war, wenn man tat, was er befohlen hatte.

Seine Miene wurde erst wieder freundlicher, als er Jim unter den Männern erkannte.

»Ah, Sie sind's, Marshal Crown. Können Sie mir vielleicht sagen, was hier los ist? Was um alles in der Welt ist denn in den Lehrer gefahren, dass der plötzlich so verrückt spielt?«

Während Jim es ihm erklärte, machte der Sheriff mit jedem Wort seinen Mund vor Erstaunen weiter auf. Als der Marshal mit seinen Ausführungen zum Ende kam, war der Gesetzeshüter von Hempstead sichtbar blass um die Nasenspitze.

»Heavens«, keuchte Roy Norman. »Und ich Rindvieh drück dem Halunken auch noch zwölftausend Dollar in die Hand und bedanke mich bei ihm.«

»Sie haben was?«

Norman zuckte mit den Schultern. »Was hätte ich denn tun sollen? Der Kerl kam gestern hier vorbei und übergab mir die Leichen von Curly Jones und Hank Reeves und forderte die

Kopfprämien ein. Nachdem der halbe Gemeinderat bezeugt hatte, dass die Toten tatsächlich Reeves und Jones waren, gab es für mich keinen Grund, ihm das Kopfgeld vorzuenthalten.«

»Reeves und das Halbblut waren eiskalte Killer. Hat es Sie nicht stutzig gemacht, dass es ausgerechnet einem Milchgesicht wie dem da gelungen sein soll, die beiden umzulegen?«

»Anfangs schon«, gab der Sheriff zu. »Aber dann hat er mir gezeigt, wie schnell er ist. Teufel noch mal, gegen den hätte sogar ein John Wesley Hardin Probleme.«

Jim nickte, er hatte vor wenigen Minuten am eigenen Leib erfahren, wie schnell der Junge war.

»Gut«, sagte er dann. »Alles andere liegt jetzt in Ihren Händen, ich für meinen Teil werde mich nach Bakertown aufmachen, um den Rest der Bande einzusammeln.«

Die beiden Gesetzeshüter reichten sich für einen Moment die Hände, dann ging Jim zu seinem Pferd und schwang sich in den Sattel. Langsam ritt er davon. Aus den Augenwinkeln heraus sah er, wie Kathreen die Straße entlang gelaufen kam und ihren Mann in den Arm nahm.

Timothy rief ihm danach irgendetwas hinterher. Jim verstand die Worte nicht, er hielt aber auch nicht an. Seine Aufgabe war erfüllt.

Hank Reeves war tot und seine Bande zerschlagen, Curly Jones, der Halbblutkiller, erschossen. Aber was ihn am meisten freute, war die Tatsache, dass Timothy Wallis, das Greenhorn aus Pennsylvania, und seine Frau endlich im Wilden Westen angekommen waren.

ENDE

Aber nicht für lange, denn die Abenteuer um US-Marshal Jim Crown gehen weiter.

Demnächst erscheint Band 49 und er trägt den Titel

Sieben Tage

Wenn Jim Crown geglaubt hatte, dass er nach diesem Job endlich ein paar Tage freinehmen könnte, um sie mit Mary Ann zu verbringen, so wurde er bereits kurz nach seiner Ankunft in Austin eines Besseren belehrt.

Die texanische Regierung will endlich ihren Frieden mit den Indianern machen. In Fort Duncan, an der Grenze zu Mexiko, ist eine große Zusammenkunft mit den Führern aller noch frei lebenden Indianerstämme und Vertretern der Regierung geplant. Jim Crown ist auf Befehl des Gouverneurs dabei, weil sein Name ein großes Gewicht bei den Stämmen hat.

Die Zeichen stehen tatsächlich auf Frieden, aber dann sabotieren korrupte Politiker und skrupellose Geschäftemacher die Verhandlungen.

Und sie haben einen mächtigen Verbündeten.

Jim Crown bleiben nur noch sieben Tage, um einen Krieg zu verhindern, der letztendlich Tausende von Menschen das Leben kosten würde.

Es wird ein Wettlauf mit der Zeit.